

April 4/2008

Aus dem Inhalt

Alois Jansen
Der Tod ist überwunden 97

Matthias Kaune
Katechese in veränderter Zeit 99

Johannes Schelhas
Mensch und Getaufte im Licht der Osternacht 107

Martin Lätzel
Welches Personal brauchen die Gemeinden
von morgen? 111

Thomas R. Elßner
Gerechter Frieden versus gerechter Krieg 118

Leserbrief 125

Literaturdienst: 126
Manfred Lütz: Gott

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Msgr. Dr. Alois Jansen, Danziger Str. 52 a, 20099 Hamburg |
PR Matthias Kaune, Am Kirchfeld 15, 30926 Velber-Seelze |
Pfarrer Dr. Johannes Schelhas, Nikolausplatz 15, 50937
Köln | Dr. Martin Lätzel, Erzbistum Hamburg, Danziger Str.
52a, 20099 Hamburg | Dr. Thomas R. Elßner, Postfach 1246,
22882 Barsbüttel

Unter Mitwirkung von Pfarrer Rolf-Peter Cremer, Kloster-
platz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12,
49074 Osnabrück | Weihbischof Dr. Heiner Koch,
Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Dompropst Dr. Stefan
Dybowski, Niederwallstr. 8–9, 10117 Berlin | Domkapitular
Adolf Pohner, Domhof 18–21, 31134 Hildesheim |
Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim,
Köln, Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (0221) 1642–7002 od. –7001,
Fax (0221) 1642–7005,
Email: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint monatlich im
Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5–7,
50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. |
Einzelheft 2,75 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Beiträge sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher
werden nicht zurückgesandt

ISSN 1865-2832

Alois Jansen

Der Tod ist überwunden

*Gott des Lebens,
durch die Auferstehung deines Sohnes
wissen wir:*

*Der Tod ist überwunden,
der Weg zu dir steht offen,
unser Leben ist unvergänglich.*

*Hilf uns, in dieser Gewissheit unser Leben
anzunehmen
und daraus zu machen, was du von uns
erwartest.*

Darum bitten wir durch Jesus Christus.
(aus: Tagesgebete zur Auswahl)

„Wovon das Herz voll ist, davon fließt der Mund über.“

Sie kennen dieses Sprichwort. Sie haben etwas Tolles erlebt, etwas Einmaliges, Großartiges, Wunderbares. Davon ist Ihr Herz voll. Sie können nicht anders, als das zu erzählen, immer wieder. Andere sollen teilhaben an Ihrem Erlebnis.

Ähnlich ist es jenen ergangen, die diesen Jesus von Nazareth kennen gelernt hatten, den Aposteln und Jüngern. Als er gekreuzigt wurde, sind sie geflohen, die Männer. Nur ein paar Frauen und einer der Jünger haben durchgehalten, den Weg dieses geschlagenen Menschen von der Verurteilung durch Pilatus bis zur Kreuzigung mit zu gehen.

Aber dann erfahren die Männer und Frauen, dass der, der gekreuzigt wurde, lebt. Sie begegnen ihm. Und dann ist ihr Herz so voll davon, dass sie immer wieder davon erzählen.

Wäre der Karfreitag das letzte Wort gewesen, hätte alles Geschehen damals eben mit diesem Tag geendet, dann wäre es einfach das Ende gewesen. Totale Resignation, für die Jünger das Ende eines Traumes, zerstört durch den Tod am Kreuz.

Erst die Nachricht, dass der Gekreuzigte auferweckt wurde vom Tod zum Leben, führt die Jünger wieder zusammen.

Es gibt Leute, die sagen, erst nach und nach hätten die Jünger sich wieder an Jesus erinnert, und dann hätten sie ihn zum Auferstandenen, zum Lebendigen gemacht, in der Erinnerung. Auferweckung zum Leben hieße dann einfach: Weiterleben in der Erinnerung.

Nein.

Nicht diese verängstigten, resignierenden Jünger des Karfreitags. Sie waren am Ende. Mit dem Tod war alles aus.

Es muss also etwas wirklich Neues, Einzigartiges geschehen sein, das diese Männer und Frauen wieder zusammengeführt hat. Sie erzählen dann auch in immer neuen, in manchmal sich widersprechenden Formulierungen, dass sie Jesus gesehen haben, dass sie ihm begegnet sind: Auferweckung vom Tod zum Leben in einer ganz neuen, für die Jünger unbeschreiblichen Wirklichkeit. Auferweckung Jesu ist ein wirkliches in der Geschichte der Zeit geschehenes Ereignis. Und auf das Zeugnis der Jünger hin glauben wir heute an die Auferweckung Jesu zum neuen Leben.

„Durch die Auferstehung deines Sohnes wissen wir: der Tod ist überwunden, der Weg zu dir steht offen, unser Leben ist unvergänglich.“

Es ist die Glaubensgewissheit, dass Jesus auferweckt wurde zu neuem Leben. Und wir haben Anteil an der Auferstehung.

Wenn wir darüber dankend und froh meditieren, kommen uns natürlich auch die Fra-

gen. So ist es den Jüngern ergangen und so ist es dem Apostel Paulus ergangen. Fragen, denen auch wir uns zu stellen haben.

Wie ist das alles zu verstehen: Überwindung des Todes und unvergängliches Leben?

Das theologische Nachdenken geht über Jahrhunderte und beginnt schon bei Paulus.

Bei der Auferstehung oder Auferweckung Jesu zu neuem Leben geht es nicht darum, dass Christus bei der Auferstehung wieder in sein vorheriges Leben zurückgekehrt ist. Das wird aus den Erscheinungsgeschichten der Bibel deutlich.

Und wir alle wissen von uns, dass unsere irdische Existenz vergänglich ist, dass sie einmal enden wird. Sowohl der Apostel Johannes (6, 63) als auch Paulus (1 Kor 15, 50) machen mit allem Nachdruck deutlich, dass die Auferstehung des „Fleisches“ die „Auferstehung des Leibes“, nicht eine „Auferstehung der Körper“ ist. Es geht nicht um die Wiederkehr der Körper, sondern der Personen.

Und doch ist diese Unvergänglichkeit in uns grundgelegt durch die Verbundenheit mit Gott, der uns erschaffen und uns in seiner Liebe durch Jesus Christus zu ewigem Leben berufen hat.

Dieses „ewige Leben“ bezieht sich auf meine Person, auf mein Ich, nicht auf meine „Körperlichkeit“, auf meine Knochen und mein Fleisch, wohl aber auf meine „Leiblichkeit“, das heißt auf meine Geschichte und auf alle meine Erfahrungen meines Lebens, zu denen auch meine Leiblichkeit gehört. „Auferstehung des Leibes“ heißt also nicht, dass mir eine „neue Körperlichkeit“ geschenkt wird, sondern dass ich als Person – geprägt auch von meiner Leiblichkeit – hinginge in die Ewigkeit. Sicher hat es uns manchmal irritiert, wenn von der Unsterblichkeit der „Seele“ des Menschen gesprochen wurde. Seit der Liturgiereform beten wir in den Totengebeten der heiligen Messe nicht mehr für die „Seelen“ der Verstorbenen, sondern für die Verstorbenen selbst.

Und dann ist es tatsächlich eine beglückende Wirklichkeit, dass mein Leben unvergänglich ist.

Liebe Leserinnen und Leser,

Katechese muss missionarisch und aus diesem Grund mystagogisch sein – diese Doppelthese entwickelt **PR Matthias Kaune**, Referent im Fachbereich Verkündigung des Generalvikariats Hildesheim, hinsichtlich dessen was gemeint ist sowie bezüglich ihrer konkreten Auswirkungen.

Weiter geht es mit einem Beitrag von **Pfarrer Dr. Johannes Schelhas** aus dem Bistum Magdeburg, zzt. Habilitand an der Uni Bonn im Fach Dogmatik. Er geht zwei Begriffen nach, die in den Lesungen der Osternacht begegneten und den Menschen mit sich selbst angesichts seines Gottes konfrontieren: Er ist „Bild Gottes“ und „Kind Gottes“. Was heißt das?

Nach den Kompetenzen der hauptamtlich in der Pastoral Tätigen angesichts der Differenzierung zwischen großflächiger Pfarrei unter der Leitung eines Pfarrers und den darin bestehenden oder auch neu sich ausbildenden Gemeinden als Nahräumen fragt **Dr. Martin Lätzel** von der Pastoralen Dienststelle Schleswig-Holstein.

Dr. Thomas R. Elßner, Dozent für Katholische Theologie am Zentrum Innere Führung der Militärseelsorge Koblenz und freier Mitarbeiter am Institut für Theologie und Frieden in Hamburg, beleuchtet angesichts der jüngsten Geschichte wie auch der letzten kirchenamtlichen Verlautbarungen die in Diskussionen immer wieder begegnende Rede vom „Gerechten Krieg“ und stellt hier einiges richtig.

Am Schluss greift **Br. Lukas Jünemann** von den Armen-Brüdern des Hl. Franziskus, Pfarrer in Aachen-Haaren, die Einladung zur Nutzung des Pastoralblatts als Diskussionsforum auf und steigt in die Debatte um den Beitrag von Dr. Bernhard Wunder (11/07) sowie die Antwort von Pfarrer Dr. Anton Jansen (2/08) ein.

Ein Impulse-reiches Lesen wünscht Ihnen
Ihr



Gunther Fleischer

Katechese in veränderter Zeit

– missionarisch und mystagogisch –

1. Teil – „Seht, wie das Land beschaffen ist!“ (Num 13,18)

In der Katechese herrscht seit Jahren eine kreative Unruhe. Die Bemühungen sind vielfältig und engagiert. Es gibt einen bunten Flickenteppich verschiedenster Modelle und Versuche. Das katechetische Bemühen ist sehr professionell geworden und hat viele Standards erreicht, hinter die wir nicht zurück können und auch nicht zurück wollen.

Und trotzdem scheint es immer weniger zu gelingen, Menschen vom Glauben zu begeistern. Besonders in den klassischen Feldern der Erstkommunion- und Firmkatechese haben viele diesen Eindruck. Die intensiven katechetischen Bemühungen in der Pfarrgemeinde führen immer seltener zu einem Mitleben mit der Kirche. Bei vielen Engagierten macht sich Frust breit. Manchmal regt sich verborgen eine Schuldfrage: Sind wir vielleicht nicht mehr in der Lage, unseren Glauben weiterzugeben?

Ich wage eine *erste These*:

Viele Irritationen in der Sakramentenkatechese liegen begründet in einer nicht wirklich realistischen Wahrnehmung der kirchlichen Wirklichkeit.

Für viele ältere Christinnen und Christen stellte sich in ihrer persönlichen Vergangenheit die Frage nach der Zugehörigkeit zur Kirche gar nicht. Man wurde gewissermaßen in das Christsein hineingeboren und wuchs in einem geschützten Binnenraum eines katholischen Milieus auf. Ein kurzer Vorbereitungsweg für Erstkommunion und Firmung war durchaus nicht leichtfertig, sondern entsprach der Logik eines kirchli-

chen Betriebssystems mit dem Namen „Milieukatholizismus“ – von der Wiege bis zur Bahre.

Viele katechetische Bemühungen bauen heute – so scheint mir – unreflektiert auf die Annahme, man habe es mit Menschen zu tun, die in einer geprägten Kirchlichkeit aufgewachsen sind und jetzt eine vertiefende Katechese brauchen. Oder es gibt die illusorische Hoffnung, man könne durch einen intensiven Kurs quasi ‚nachholen‘, was nicht mehr da ist.

Aber immer weniger der Menschen, die uns in der Katechese begegnen, sind von einem volkskirchlichen Milieu getragen. Eine durchgängige religiöse Sozialisation – geprägt durch Familie, Schule und Gemeinde – ist zunehmend seltener anzutreffen. Immer mehr Kinder, Jugendliche und Erwachsene haben wenige und eher sporadische Begegnungen mit dem kirchlichen Leben. Die meisten haben keine kontinuierliche eigene Glaubenspraxis – geschweige denn eine kontinuierliche kirchliche Praxis. Für viele ist die Vorbereitung auf ein Sakrament wie eine Erstbegegnung mit Glaube und Kirche.

Der Zusammenhang in einem volkskirchlichen Milieu ist zerbrochen.

Das ist eine ungeheure Herausforderung für die Katechese – insbesondere für unsere klassischen Wege der Sakramentenvorbereitung: Katechese ist immer weniger Vertiefung, sondern immer öfter Erstverkündigung des Glaubens!

Zweite These:

Die Katechese – und hier besonders die klassische Form der Sakramentenkatechese anlässlich Taufe, Erstkommunion und Firmung – ist in wesentlichen Zügen zu einem missionarischen Ort der Kirche geworden.

In der Erstkommunionkatechese gibt es bei uns im Norden einen immer kleiner werdenden Anteil von Kindern, die eine geübte kirchliche Praxis haben; das sind vielleicht 20% in einem Kurs. Ein großer Teil hatte sporadische Kontakte zur Kirche oder steht dem kirchlichen Leben mit einer freundli-

chen Indifferenz gegenüber. Für eine zunehmende Zahl von Kindern ist der Erstkommunionkurs der erste bewusst wahrgenommene Kontakt zur Kirche – Kolleginnen und Kollegen berichten von derzeit vielleicht einem Drittel des Kurses.

Die prozentualen Verteilungen sind in der Firmkatechese sicher noch einmal anders. Im Bistum Hildesheim kommen je nach Pfarreisituation ca. 30% bis 60 % des Jahrgangs; ein deutlich größerer Anteil als in der Erstkommunionkatechese hat seit vielen Jahren keinen Kontakt mehr zur Kirche gehabt.

Immer wieder wird die Frage gestellt, ob angesichts dieser Situation eine jahrgangsmäßige Vorbereitung von Kindern und Jugendlichen auf die Feier eines Sakraments nicht überholt sei. Man kann auch fragen, ob die Feier der Sakramente wirklich das angemessene Ziel ist oder ob nicht vielmehr gestufte Feiern und Feste sinnvoll seien – also eine Art von biografisch orientierten Stufenfeiern. Diese Fragen sind berechtigt.

Tatsache ist, dass immer noch viele kommen. Und klar ist auch, dass sich durch diese Ausgangslage in der Sakramentenkatechese eine sehr komplexe Situation ergibt, in der eigentlich gleichzeitig dreierlei geschehen müsste:

1. Erstverkündigung des Glaubens;
2. einführende Katechese (im Sinne von katechumenalen Wegen nach einer ‚Zustimmung des Herzens‘);
3. vertiefende bzw. vergewissernde Katechese (mystagogische Katechesen, die etwas, was man erlebt und erfahren hat, tiefer deuten und verstehen helfen).

Das stellt die Sakramentenkatechese vor eine große Schwierigkeit. Sie kann sich nicht mehr auf eine schematische Abfolge von Erstverkündigung, Einführung und Vertiefung verlassen. Gerade die Bemühungen in der Sakramentenkatechese sind ein vielschichtiges und komplexes Geschehen geworden, in der zwei zentrale Herausforderungen liegen: Differenzierung ist notwendig und ein missionarischer Blick!

Dritte These:

Wir brauchen im Gesamt unserer katechetischen Bemühungen eine deutliche Verschiebung hin zur Erwachsenenkatechese.

Was für die Kinder und Jugendlichen gilt, das gilt umso mehr für die Erwachsenen.

Diejenigen, die ihren Glauben leben und sich mit der Kirche verbunden zeigen, orientieren sich immer weniger an den normativen Rahmenvorstellungen, die wir oft noch im Herzen haben. Sie entscheiden vielmehr selbstbewusst, wohin sie gehen und wohin nicht; sie wählen aus, was sie glauben und was nicht. Sie treffen Wahlentscheidungen darüber, wie oft und in welcher Weise sie ihren Glauben praktizieren – oder eben auch nicht praktizieren.

In der Realität unseres pfarrgemeindlichen Lebens finden sich dabei mindestens drei Typen kirchlicher Existenz. Ich versuche einmal eine holzschnittartige Charakterisierung:

– Da ist zum einen die Generation der über 60-jährigen mit einer oft noch selbstverständlich gelebten Kirchlichkeit. Zu dieser gehört der sonntägliche Kirchgang, ein moderat plurales Kirchenverständnis und die aktive Zugehörigkeit zu kirchlichen Verbänden und Gruppierungen. Die Verbundenheit mit Kirche ist relativ hoch – die Erwartungen an die Hauptberuflichen und das pfarreiliche Leben eher klassisch. Doch diese Generation findet kaum noch Nachfolger.

– Die Generation der 45 bis 60-jährigen – zu der ich selbst gehöre – hat oft noch nachhaltige Prägungen, aus denen sie sich aber emanzipiert hat. Wenn sie in der Pfarrgemeinde aktiv sind, dann prägen sie oft die Rätearbeit und das ganze Gemeindeleben. Für sich selbst sind sie allerdings eher eine Generation der „spirituellen Selbstversorger“ – zwischen Santiago de Compostella und dem Kloster Münsterschwarzach, zwischen Anselm Grün und Bill Hybels, zwischen einer Aktion „Mit Bibel und Rucksack“ und einer geistlichen Kirchenführung suchen sie Angebote spiritueller Vertiefung. Diese Gruppe ist spirituell gut organisiert und versorgt. Aber auch sie ist inzwischen eine Minderheit in ihrem Jahrgang. – Für die

Generation der unter 45-jährigen ist Katechese und Kirchlichkeit in aller Regel eine schöne Erinnerung an die Kindheit; nachher kam nichts mehr. Manchmal gibt es zwischendurch eine sporadische Begegnung mit der Kirche oder eine kurzfristige Beschäftigung mit dem Glauben. Die Grundhaltung ist dabei häufig die einer neugierigen oder neutralen Offenheit.

Wir sind auf dem Weg zu einer pluralen und individualisierten Religiosität. Die französischen Bischöfe kennzeichnen diese Herausforderung in ihrem Schreiben ‚Proposir la foi‘ mit der Kurzformel ‚Vom Erbe zum Angebot‘ – von der fraglos übernommenen Zugehörigkeit hin zu einer gewählten, auf bewusster Entscheidung gründenden und schrittweise sich vollziehenden Teilnahme. Zitat: „Vermutlich verliert in unserer Generation eine Gestalt des Christwerdens ihre Dominanz: Die vornehmlich pädagogisch vermittelte Gestalt der Weitergabe des christlichen Glaubens, die seit dem Beginn der Reformationszeit bzw. der Gegenreformation bestimmend gewesen ist (...). Wir treten jetzt in eine Zeit ein, in der christlicher Glaube missionarisch-evangelisierend ... weitergegeben werden muss“ (Den Glauben anbieten, 29).

Danielle Hervieu-Leger hat in einer Analyse der französischen Kirche festgestellt, dass es den vermeintlich normativen Typ des praktizierenden Katholiken nur noch in homöopathischen Dosen gibt. Gleichwohl gibt es viele Menschen, die in unterschiedlicher Weise auf der Suche sind nach Spiritualität. Sie schlägt zwei hilfreiche Kategorien vor, die für den Entwurf von zukünftigen Szenarien der Katechese hilfreich sein können: Die Pilger und die Konvertiten.

Pilger nennt sie jene, die als Suchende regelmäßig in kürzeren oder längeren Abständen an Orten zu finden sind, an denen sie hoffnungsvolle Zwischenergebnisse erwarten: Antworten auf Sinnfragen des Lebens, glaubwürdige Zeuginnen und Zeugen, eine gut gestaltete Liturgie, theologische Auseinandersetzung. All das führt bei den Pilgern aber nicht zu einer langfristigen kontinuierlichen Bindung an unsere Gestalt des Kirche-

seins. Die Kontinuität liegt vielmehr in der Suchbewegung selbst. Das Ziel bleibt offen, die Orte wechseln. Das Motto der Pilger heißt: „Ich suche, also werde ich finden.“

Konvertiten nennt sie dagegen diejenigen, die auf ihrer Reise eine tiefe Erfahrung der Gegenwart Gottes gemacht haben. Sie haben etwas entdeckt, das sie trägt und von dem sie glaubhaft und mit Überzeugung sprechen können. Oft haben sie ein Erlebnis gehabt, von dem sie noch nach Jahren eine Geschichte erzählen können; sie können von Einzelheiten des Ortes berichten, ein genaues Datum benennen – manchmal sogar eine Uhrzeit – oder einen detaillierten Ablauf des Ereignisses beschreiben. Solche Pauluserfahrungen sind uns in unserem pfarrgemeindlichen Kontext eher fremd.

Die wahre Geschichte von Herrn Sieger¹

Herr Sieger ist Anfang 40, hat 2 Kinder und arbeitet in einem gut bezahlten Job im oberen Management bei VW in Wolfsburg. Die Eltern sind beide katholisch, aber keine praktizierenden Christen; geglaubt hat die Oma. Auf ihren Wunsch ist Herr Sieger damals auch getauft worden und zur Erstkommunion gegangen. Als Herr Sieger selber Geld verdiente trat er aus der Kirche aus. Dann ist lange nichts passiert.

Im Jahr 2005 hat Herr Sieger eine tiefe geistliche Erfahrung. Der Zufall führt ihn am Samstagabend beim Einkaufen an seiner Erstkommunionkirche vorbei. Er selber beschreibt es später so: Er habe gemerkt, dass er hier reingehen soll. Es wird gerade eine heilige Messe gefeiert, und Herr Sieger hat eine tiefe mystische Erfahrung der Gottesgegenwart in seinem Leben – er weint, ist verstört. Herr Sieger ist sich nicht sicher, was da passiert ist – will alles genau prüfen. Als rational denkender Mensch fragt er zuerst seinen persönlichen Coach. Der sagt ihm: „Herzlichen Glückwunsch! Sie sind jetzt auf der spirituellen Ebene ihres Lebens angekommen.“ Dann hat Herr Sieger eine lange Sitzung bei seinem Arzt; der bescheinigt ihm, dass alles in Ordnung sei. Nun geht Herr Sieger zum Pfarrer vor Ort. Der

Pfarrer schickt ihn ins Kloster Gerleve mit der Bemerkung, so etwas habe er noch nie gehört. Mehrmals fährt Herr Sieger die 300 Kilometer ins Kloster. Er findet unter den Mönchen verschiedene Gesprächspartner und einen geistlichen Begleiter. Schließlich äußert er den Wunsch, er wolle wieder in die Kirche aufgenommen werden und seinen Glauben vor den Menschen in einem Gottesdienst bezeugen. Das sei hier leider nicht möglich, sagen die Mönche, dafür sei der Gottesdienst zu klein. Herr Sieger geht wieder zum Pfarrer vor Ort; dabei stellt man fest, dass Herr Sieger noch nicht gefirmt ist. Aber die Firmvorbereitung der Jugendlichen sei fast beendet und im Rahmen des Firmgottesdienstes könne er ja auch gefirmt werden. Das will Herr Sieger nicht; er wolle Zeugnis ablegen für den Gott, den er gefunden hat, und nicht zwischen Kaugummi und Handy in einer Reihe stehen. Der Pfarrer erkundigt sich beim Weihbischof, ob es irgendwo eine Erwachsenenfirmung gebe. Dieser verweist ihn auf die Citypastoral in Hannover, die Glaubenskurse für Erwachsene anbietet. Herr Sieger ruft in Hannover an. Eine Mitarbeiterin erklärt ihm, dass die Citypastoral in Hannover nicht zuständig sei, weil Herr Sieger ja aus Wolfsburg kommt. Aber sie wolle sich im Bischöflichen Generalvikariat erkundigen. Dort kommt es zu einem Kontakt mit Herrn Sieger und das Gespräch verläuft sehr gut; als Konsequenz wird eine jährliche Erwachsenenfirmung im Dom eingerichtet, an der auch Herr Sieger teilnehmen wird. Im Verlauf des Gesprächs bemerkt Herr Sieger trocken: „Sie haben ein Problem. Wenn ich nicht so hartnäckig gewesen wäre, dann wäre ich schon längst weg!“

In vielen Strategiepapieren und Pastoralplänen ist die Rede von den Suchenden. Aber was passiert, wenn sie uns wirklich finden? Die Erfahrung von Herrn Sieger macht überdeutlich, dass unsere kirchlichen Strukturen und katechetischen Bemühungen oft wenig hilfreich sind angesichts der pluralen Wirklichkeit einer sich verändernden Religiosität. Die Katechese leidet weithin an einer missionarischen Sprachlosigkeit. Es

geht um getaufte Erwachsene, die trotz der Initiation durch Erstkommunion und Firmung nicht hineingeführt sind in das Geheimnis einer persönlichen Christusbeziehung. Es geht um Nichtgetaufte, die an verschiedenen Wegstationen ihres Lebens – bewusst gesucht oder zufällig entdeckt – Erfahrungen mit dem lebendigen Gott machen. Alle brauchen in unterschiedlicher Weise Unterstützung auf ihrem Weg.

Dabei muss die Pfarrgemeinde nicht immer der geeignete Ort für die Bemühungen sein. Oft sind es Klöster, Volkshochschulen, die Citypastoral und andere kirchliche Orte, an denen eine einladende und gastfreundliche Schwellensituation gestaltet wird oder die Hilfen bei der spirituellen Suche bieten.

Die Erfahrung zeigt allerdings auch, dass die wenigsten Menschen, die als Suchende und Konvertiten ihren persönlichen Glauben gefunden haben, sich in unseren gewachsenen pfarrgemeindlichen Strukturen beheimaten. Es gibt eine deutlich zunehmende Distanz zu den uns selbstverständlich erscheinenden Formen kirchlichen Lebens. Ich erinnere an die Erkenntnisse der Sinus-Milieustudie, die die sehr eingeschränkte Reichweite unserer gelebten Kirchlichkeit deutlich gemacht hat, was ihre Integrationskraft für die unterschiedlichen gesellschaftlichen Milieus betrifft.

Die Suchenden, die Pilger, die getauften Katechumenen, die neutral Interessierten, die Skeptischen, die Konvertiten – alle begegnen uns in einem bunten Durcheinander als Eltern, als Kinder, als Jugendliche, als Erwachsene auf dem Weg. Es ist nicht anzunehmen, dass sie in Zukunft geprägter sein werden als jetzt – im Gegenteil.

Wie kann sich die Katechese darauf einstellen?

2. Teil – „Habt Mut und bringt Früchte des Landes mit!“ (Num 13,20)

Im Papier „Katechese in veränderter Zeit“ heißt es: „Katechese will Menschen dazu einladen, im christlichen Glauben einen Weg kennen zu lernen, der zu einer lebensprägenden Identität führt.“ (19)

In erster Linie muss es der Katechese darum gehen, Menschen hinzuführen und hineinzuführen in das Geheimnis Gottes. Katechese kann den Menschen ermöglichen, auf Wegabschnitten des eigenen Lebens Spuren von Gott zu erkennen, der schon immer mit ihnen geht. Annäherung an das Geheimnis eines Gottes, der mit seiner Gnade all unserem Handeln zuvor kommt – das ist Mystagogie. Mystagogische Katechese gründet im Glauben an einen Gott, dessen Wort Mensch geworden ist und unter uns gelebt hat – ein Gott, der sich dem Menschen in seinem Sohn radikal und ohne Vorbehalt zuwendet – ein Gott, der mit uns geht durch die Geschichte. Diese Erfahrung Gottes ist im Leben und in der Geschichte schon immer gegeben – ausdrücklich oder verborgen, angenommen oder verneint. Dieses Geheimnis ist Grund und Verheißung unseres Lebens. Dieses Geheimnis gilt es zu entdecken und zu feiern.

Mystagogische Katechese ist Wegbegleitung zum Geheimnis Gottes als Geheimnis des Lebens. Das Ziel ist eine lebendige Begegnung und Gemeinschaft mit dem Gott Jesu Christi.

Das ist die Option, die ich vorschlage: Die Weiterentwicklung unserer Katechese zu einer mystagogischen Katechese.²

Wie kann das gehen? Dazu möchte ich ein Raster vorschlagen – sechs ‚Anker‘ einer mystagogischen und missionarischen Katechese. Diese Anker sind kein Leistungskatalog, den man einfach abarbeiten und nach bestimmten Kriterien als erfüllt ansehen und abhaken kann. Diese sechs ‚Anker‘ sind keine Handlungsanweisungen, die sich rezeptartig umsetzen lassen. Sie markieren eher so etwas wie die Eckpunkte für eine Suchbewegung, die geprägt ist durch gemeinsames Nachdenken, durch Fehlerfreundlichkeit und sorgfältige Auswertung. Und: Die Entfaltung einer mystagogischen Katechese braucht einen langen Atem.

Allerdings lassen sich diese ‚Anker‘ durchaus als kritisches Korrektiv nutzen, wenn ein bestehendes katechetisches Angebot auf seinen mystagogischen Ansatz hin geprüft oder

wenn katechetischen Angeboten eine stärkere mystagogisch-missionarische Ausrichtung gegeben werden soll.

1. Anker:

Eine mystagogische Katechese führt hin zum Geheimnis Gottes.

Die Katechese wird daran zu messen sein, ob sie konkret in die Begegnung mit Gott als Geheimnis des persönlichen Lebens einführt.

Zentrale Herausforderung für eine mystagogische Katechese ist es, Deutungsversuche anzubieten im Schnittfeld der Begegnung von Leben und Glaube. Ausgangspunkt sind dabei immer die Lebensgeschichten der Menschen, denen wir begegnen: Was beschäftigt sie? Welche Fragen bringen sie mit? Welche Erfahrungen haben sie gemacht? Was hoffen sie und was befürchten sie? Dieser persönliche Lebenskontext kann erschlossen werden als eine Weggeschichte, in der auch Gott vorkommt. Neben die persönlichen Erfahrungen können die Erfahrungen gestellt werden, die die Bibel von Gottes Weg mit den Menschen berichtet. Dazu muss man den Umgang mit der Heiligen Schrift einüben. Die Berichte über Jesus eignen sich besonders, weil in ihnen sehr handfest und bildhaft Gottes befreiende Gegenwart für den Menschen erzählt wird. Verschiedene Formen von Gebet können vorgelebt, angeboten und eingeübt werden. Denn zu einer mystagogischen Katechese gehört nicht nur das Sprechen über Gott, sondern auch das Sprechen zu Gott. In der Begegnung mit den Armen und Kranken drückt sich in besonderer Weise die Zuwendung Gottes zu den Menschen aus: „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ (Mt 25,40) Eine solche diakonische Perspektive der Katechese bringt besondere Herausforderungen mit sich – Leid, Gebrochenheit, Krankheit, Tod. Hier stellen sich in einem katechetischen Zusammenhang die Fragen nach der Tiefendimension und dem Geheimnis unseres Lebens besonders offensichtlich.

Noch konkreter heißt das für das katechetische Handeln z.B.: die eigene Lebensge-

schichte und biblische Geschichten vergleichen; Stille und Gebet einüben; BibelTeilen; diakonische Projekte durchführen; sich mit verschiedenen Gottesbildern auseinandersetzen; ...

2. Anker:

Eine mystagogische Katechese gibt der Liturgie eine zentrale Bedeutung.

Die Katechese wird daran zu messen sein, ob sie hinführt zu einer inneren Teilnahme an der Feier der Liturgie und der Feier der Sakramente.

In der Liturgie findet das Geheimnis unseres Lebens, findet Gott ausdrücklich Raum. Wir feiern das Geheimnis des Lebens, das Gott ist. In den verschiedenen liturgischen Feiern hat Gottes Zusage an den Menschen einen gestalteten Ort. Es gibt Ermutigung und Anfrage, Bestärkung und Aufforderung zur Umkehr, Erinnerung an die Erlösung und Erinnerung an die Verheißung. Menschliches Leben kommt in der liturgischen Feier zur Sprache, wird im Licht des Glaubens vor Gott getragen und erfährt von ihm her eine Deutung. In der Liturgie begegnen wir wirksamen Zeichen, in denen Gott die Menschen anruft und in denen die Zuwendung Gottes greifbar wird.

Das ist ausdrücklich kein Plädoyer für eine extensive Feier der Eucharistie. Gerade Suchende sind oft überfordert mit der Komplexität und der Fülle der Eucharistiefeier. Eine mystagogische und missionarische Katechese kann den ‚Vorraum‘ der Sakramente viel stärker nutzen: Verschiedene Sakramentalien, einfache Wortgottesfeiern in unterschiedlicher Art, Grundhaltungen des Hörens und Schweigens, des Bittens und Klagens, Stufenfeiern des Katechumenats. Die Liturgien sollten ansprechend und einfach sein.

Noch konkreter heißt das für das katechetische Handeln z.B.: gedeutete Riten einführen; meditative Körperübungen ausprobieren; Tauferneuerung feiern; einfaches Nachtgebet anbieten; feierlich die Bibel oder das Vater Unser übergeben; Teilnahme an Eucharistiefeiern und anschließendes

ausführliches Gespräch; Orientierung am Kirchenjahr; Tagzeitliturgien oder Stundengebet einführen; ...

3. Anker:

Eine mystagogische Katechese nutzt ‚Räume des Glaubens‘.

Die Katechese wird daran zu messen sein, inwieweit sie die Teilnehmenden in Begegnung bringt mit christlichen Weggemeinschaften bzw. diese Weggemeinschaft einübt.

Mit dem Ausdruck „Räume des Glaubens“ sind Gemeinschaften gemeint, in deren Mitte der lebendige Christus erfahrbar ist. Es sind Gruppen von Menschen, in denen eine Gottesverwurzelung spürbar ist und in denen man Mut fasst, aus der Erfahrung der Nähe Gottes heraus konkret zu handeln. Solche Gemeinschaften haben eine eigene Kommunikationsform, die von Vertrautheit, Offenheit, respektvoller Kritik und Gebet geprägt ist. Da trifft sich ein Kreis von Erwachsenen regelmäßig zum Glaubensgespräch. Eine kleine Gruppe übt den lebendigen Umgang mit der Schrift und versucht, auf Gottes Wort zu hören und aus ihm heraus zu leben. Da trifft sich ein Kreis von engagierten Caritashelfern, die ihre Erfahrungen im Licht des Glaubens zu deuten versuchen. In solchen „Räumen des Glaubens“ überwinden die Teilnehmenden ihre Sprachlosigkeit im Glauben und erzählen sich gegenseitig von ihrer Hoffnung. Solche Gruppen können gerade für Suchende ein Zeugnis lebendigen Glaubens sein.

Fragen Sie sich, wo in ihrem Umfeld sie solche Gruppen, solche „Räume des Glaubens“ kennen. Wohin würden Sie einen Suchenden mitnehmen, dem Sie zeigen wollen, wie man als Christin und Christ gemeinsam lebt und betet?

Noch konkreter heißt das für das katechetische Handeln z.B.: Weggemeinschaft einüben in kleinen Gruppen; Ordensgemeinschaften oder Hauskreise besuchen; ein Wochenende oder eine Lebenswoche mit spirituellen Elementen anbieten; in den gemeinschaftlichen Umgang mit der Heiligen Schrift einführen; eine ‚vertraute‘

Kommunikation einüben – ‚Kontakt‘ aufbauen; ...

4. Anker:

Eine mystagogische Katechese braucht Zeugenschaft.

Die Katechese wird daran zu messen sein, ob sie ein überzeugendes Profil der Katechetinnen und Katecheten entwickelt.

Für eine mystagogisch orientierte Katechese braucht es vor allem überzeugende und überzeugte Menschen, die mit ihrem Leben und ihren Worten für den Glauben einstehen. Den Glauben anzubieten und Menschen dabei zu begleiten, ihre persönliche Weggeschichte mit Gott zu entdecken, das heißt immer: Gott bezeugen mit dem eigenen Leben. Überzeugende Zeugen können in einfachen Worten Auskunft geben über das, was sie glauben; sie können von Momenten in ihrem Leben berichten, in denen sie Gott entdeckt haben; ihr persönlicher Lebensstil hinterlässt den Eindruck, dass er irgendwie stimmig und von einer Überzeugung getragen ist; sie bieten Gastfreundschaft an und können auch wieder gehen lassen; sie wirken auf andere ‚echt‘. Eine solche Zeugenschaft lebt natürlich von spiritueller Begleitung und geistlicher Weggemeinschaft.

Unter einer solchen Perspektive kann man ernsthaft die Frage stellen, ob es zum Beispiel in der Erstkommunionvorbereitung Sinn macht, jedes Jahr neue Eltern als Begleiterinnen und Begleiter für einen Kurs zu suchen.

Noch konkreter heißt das für das katechetische Handeln z.B.: authentische Menschen als Katechet(inn)en suchen – nicht ‚Wissende‘ oder ‚Methodenprofis‘; einen Glaubenskurs für Katechet(inn)en anbieten; für Katechet(inn)en besondere spirituelle Angebote machen; die Zeug(inn)en begleiten und stützen – eine Zeug(inn)engemeinschaft bilden; anderen den Glauben ‚vorschlagen‘ – Gastfreundschaft leben; ...

5. Anker:

Eine mystagogische Katechese lebt aus der Kooperation.

Die Katechese wird daran zu messen sein, ob ihre konkrete Gestalt als Sache aller zu erkennen ist.

Kooperation ist nicht nur eine denkbare Option, sondern eine innere Notwendigkeit des Glaubenszeugnisses. Das Zeugnis einzelner und die ZeugInnengemeinschaft aller Christen, die Aufgaben der pastoralen Berufe und die spezifische Aufgabe des Pfarrers müssen in ein Miteinander kommen. Christen leben in einer ‚Gemeinschaft von Begabten und Beauftragten‘, in der sich unterschiedliche Gaben entfalten. Die Gemeinschaft der Gläubigen bezeugt in ihrem Lebensvollzug das dreifaltige Geheimnis der Liebe, wenn es eine gelebte Zusammenarbeit gibt und eine kooperative Pastoral. Kirche kann in diesem Sinn eine ‚Ikone der Dreifaltigkeit‘ sein.

So spiegelt die Art und Weise, wie z.B. Katechetinnen und Hauptberufliche in der Katechese zusammenarbeiten, diesen Geist der Gemeinschaft und Liebe wider – oder eben auch nicht. Wenn den Katecheten einfach nur eine Mappe oder ein kopiertes Arbeitsblatt in die Hand gedrückt wird mit dem Hinweis: „Sie werden das schon schaffen!“, dann werden Ehrenamtliche zu Handlangern der Hauptberuflichen. Alle Christinnen und Christen sind kraft Taufe und Firmung dazu berufen und dazu befähigt, an der Sendung der Kirche mitzuwirken. Nicht alle haben aber auch das Charisma der Zeugenschaft; deshalb braucht es innerhalb eines Kurses verschiedene Möglichkeiten zur Mitarbeit und Zusammenarbeit. Priester und Hauptberufliche sind berufen zum Dienst am Volk Gottes. Sie haben die Aufgabe, die vorhandenen Charismen ernst zu nehmen und die Ehrenamtlichen zu begleiten und zu unterstützen. Leitung in der Pfarrgemeinde und Leitung eines katechetischen Kurses heißt in diesem Sinn: Ermöglichung!

Noch konkreter heißt das für das katechetische Handeln z.B.: den katechetischen Kurs in einer Gruppe entwickeln; verschiedene Menschen mit verschiedenen Aufgaben in den Kurs einbeziehen; Leute ‚von außen‘ hinzuziehen bei Begleitung und Reflexion;

KatechetInnen vergangener Jahre und neue KatechetInnen arbeiten zusammen; Aufgaben und Verantwortung teilen (Pfarrer, GR, PR, KatechetInnen, Paten, Eltern, Beteiligte, Gemeinde...); ...

6. Anker:

Eine mystagogische Katechese verwirklicht Differenzierung.

Die Katechese wird daran zu messen sein, ob sie unterschiedliche Dichten des Angebots oder der Vorbereitung ermöglicht.

Die Voraussetzungen der Teilnehmenden sind sehr unterschiedlich; für viele ist eine Erstverkündigung sinnvoll, manche sind in einer katechumenalen Situation, einige wollen Vertiefung ihres Glaubens oder intellektuelle Auseinandersetzung. Mystagogische Katechese ermöglicht, dass Menschen Anfangsgründe des Glaubens kennen lernen (Gastfreundschaft), und sie ermöglicht, dass Menschen tiefer in die Erfahrungswirklichkeit des Glaubens einsteigen können – wenn sie wollen. Differenzierung in einem Kursgeschehen heißt, Gottes individuelle Weggeschichten mit den unterschiedlichen Menschen erst zu nehmen.

Noch konkreter heißt das für das katechetische Handeln z.B.: die unterschiedlichen Lebenssituationen der Teilnehmenden kennen lernen; Kurzeinführungen in den Glauben anbieten; freiwillige Angebote intensiverer Auseinandersetzung machen für die, die mehr wollen; minimales Pflichtprogramm plus freiwillige Plusangebote; verschiedene Angebote in verschiedenen benachbarten Pfarreien oder Kirchorten; offene Angebote der Begegnung neben verbindlicheren Formen der Weggemeinschaft; Wegabschnitte und ‚Meilensteine‘ einbauen; ...

Die deutschen Bischöfe haben schon 1996 in ihrem Papier „Sakramentenpastoral im Wandel“ geschrieben: „Bei einigen – und oft vielen – müssen wir es gut sein lassen, wenn wir ihnen etwas in ihr Leben mitgeben können. In solchen Begegnungen ist der Zeitaufwand und das innere Engagement zu begrenzen ... Anderen können wir evtl. viel

mitgeben. Vielleicht vermögen einzelne sogar ihre Berufung als Mitträger kirchlicher Sendung für unsere Zeit neu und vertieft wahrzunehmen und zu begreifen. Es wird dann darauf ankommen, mit der nötigen Zeit und Kraft verfügbar zu sein.“ (34)

Diesen Mut zum Weglassen brauchen wir insbesondere dann, wenn wir die wachsende Bedeutung der Erwachsenen Katechese wirklich ernst nehmen wollen.

Die Option für eine mystagogische und missionarische Katechese, wie ich sie umrissen habe, ist eine Option für die Pilger und Konvertiten aller Altersklassen.

Das heißt: Abschied nehmen von liebge gewordenen Abläufen in der Katechese; sich mit anderen zusammen tun und gemeinsam auf die Suche gehen; Dinge weglassen, die bisher immer selbstverständlich erschienen; sich einlassen auf ein Wagnis, bei dem einige nicht werden mitgehen wollen; die eigene Spiritualität weiter entwickeln; Fehler machen und Misserfolge erleben.

Das Schwierigste dabei ist vielleicht die eigene Ohnmacht. Jegliche katechetische Bemühung bleibt total abhängig vom Wirken Gottes: „So ist weder der etwas, der pflanzt, noch der, der begießt, sondern nur Gott, der wachsen lässt.“ (1 Kor 3,7) Das erfordert Mut und Demut, Vertrauen und Gelassenheit – eine Währung, die wir gerade in Zeiten eines manchmal krisenhaften Umbruchs gut gebrauchen können.

Anmerkungen:

¹ Name geändert

² Vgl.: Option für eine mystagogische Sakramentenpastoral. Orientierungsrahmen für die Sakramentenpastoral im Bistum Hildesheim; Hrsg.: Der Bischof von Hildesheim; Bezug: Bischöfliches Generalvikariat Hildesheim, Hauptabteilung Pastoral – Fachbereich Verkündigung, Domhof 18–21, 31134 Hildesheim; Hildesheim 2003

Mensch und Getaufte im Licht der Osternacht

Eine anthropologische Unterscheidung

Der Lesende ist im Werk des Grafikers, Zeichners, Schriftstellers und Bildhauers Ernst Barlach (1870–1939) ein Schlüsselmotiv. Bereits in einer Lithografie aus dem Jahr 1916 und auf einer Kohlezeichnung von 1922 thematisierte er das Motiv. Eine große Dichte erhält dieses Motiv im Frühjahr 1936 in der Plastik „Der Buchleser“: Im nachdenklichen Lesen kommt der Mensch den Dingen des Lebens auf den Grund. In diesem Sinn ist der wahre Mensch ein Lesender. Das besinnliche Lesen ist nach Barlach ein herausragender Ausdruck menschlicher Kultur und Identität.

Die Liturgie der katholischen Kirche macht sich in der Osternacht extensiv das besinnliche Lesen zu Eigen. Neun aussagekräftige Texte aus beiden Teilen der heiligen Schrift werden (vor-)gelesen. Lesende und Hörende sollen aus den Texten Identität schöpfen. Sie werden sich darin erkennen und tiefer verstehen. Das Lesen erhält im sich anschließenden Singen eine erste Steigerung. Das gemeinschaftlich Gesungene wirkt wie eine murmelnde Wiedergabe des Gelesenen, als Vertiefung und Zustimmung. So wird dem Gelesenen eine bewusste Wirkung ermöglicht; die individuelle Rezeptionsgeschichte des Textes ist für den Leser eröffnet. Seine zweite Steigerung erhält das Gelesene für die gesamte Lesegemeinschaft in der dann folgenden „Rede“ an Gott (oratio). Das Gebet gibt dem Gelesenen eine öffentliche Deutung. Jedes individuelle Verstehen wird auf diese Weise begleitet, geleitet und an die Glaubensgemeinschaft herangezogen. Die Horizontüberschreitung

ermöglicht Lesenden und Hörenden einerseits Gewissheit angesichts mancher Fragen, die sich ihnen während der Lektüre resp. des Hörens stellen, andererseits hilft sie ihnen, die Botschaft des Textes für Kopf, Hand und Herz zu bewahren.

In der Osternacht liest der glaubende Mensch vom Menschen, insofern liest er nachdenklich von sich. Er erforscht in den Texten sein Wesen, seine Herkunft und seine Zukunft. Er liest von seiner ursprünglichen Größe, von seinem Elend und seiner Rettung. Er liest und stellt schließlich mit den Jüngern die Frage an das Wunder der Auferstehung Jesu Christi, in der er das Wunder der Auferstehung des Menschen dunkel glauben darf. Zwei Aussagen vom Menschen aus der Fülle des in der Osternacht Gelesenen – Aussagen, von denen eine in der liturgisch-doxologischen Sprache der Orationen eine explizit christologische Deutung erhalten hat, der anderen hängt diese Deutung an – werden im Folgenden aufgegriffen und in der nüchternen Sprache der Theologie erläutert.

Bild Christi

Gen 1,26 bezeichnet den Menschen als „Bild Gottes“. Die Aussage ist erklärungsbedürftig. Man wird bedenken, dass es ein „Ebenbild“ Gottes nicht gibt; ist doch schon in manchen Schichten des AT, erst recht im NT mit Gott der Vater gemeint, der im Unsichtbaren bleibt. Dieser hat kein Aussehen, weshalb ihm niemand ähneln kann. Jesus Christus ist folglich nicht des unsichtbaren Vaters „Ebenbild“, sondern des Vaters sichtbares „Abbild“. Allein Jesus ist nach 2 Kor 4,4 und Kol 1,15 „Bild Gottes“. Der Mensch ist gemäß Röm 8,29 und 2 Kor 3,18 „Bild Jesu Christi“. Die Rede vom Menschen als „Bild Gottes“, als Bild eines Gottes, der unsichtbar bleibt, ist demzufolge sinnlos und leer. Nach der Aussage des frühchristlichen ersten Klemensbriefes (33,4) wurde der Mensch zum „Abbild“ (Münzbild) des Bildes Gottes geschaffen, das Christus ist; der Mensch sei „Abdruck“ und

Repräsentant Gottes in der Schöpfung. Bei der so genannten „Gottabbildlichkeit“ des Menschen, von der nach der „Einheitsübersetzung“ (1979) in Gen 1,26f die Rede ist, geht es um die Repräsentation Gottes in der Schöpfung, zu der der Mensch bestimmt ist. Der Mensch hält Gott in der Welt präsent. Der Mensch ist als Gottesstatue in das Tempelhaus der Welt gestellt und fungiert als königlicher Statthalter und Hirte der übrigen Geschöpfe auf Erden.¹ Einige Theologen sprechen in diesem Zusammenhang vom „Priestertum der Schöpfung“, das auszuüben der Mensch als Bild Christi berufen ist.² Man wird die Aussage vom Priestertum der Schöpfung in seinem tieferen Sinn erst vor dem Hintergrund der Aussage vom gemeinsamen Priestertum der Getauften angemessen verstehen. Die Fürsorge des Menschen um andere Lebewesen und seine Hirten Sorge gegenüber ihnen wird vollends anschaulich im Verhalten Jhwhs gegenüber Israel und – universal – in Jesu Verhalten gegenüber den Gottfernen, indem er „für uns gestorben ist, als wir noch Sünder waren“ (Röm 5,8).

Im Buch Genesis liest der Mensch über sich selbst: Der Mensch ist Geschöpf Gottes. Diesem Geschöpf gilt die erläuternde Bestimmung, Bild zu sein. Insofern der Mensch Bild Christi ist, repräsentiert er den transzendenten Gott, von dem dem Menschen jegliche Vorstellung untersagt ist. Seine Würde als Mensch besteht darin, dass er vor allen anderen Geschöpfen Gott in der Welt präsent hält. Das mit Bild Bezeichnete bedenkt den Menschen in einer material noch näher zu bestimmenden Bezogenheit auf den Gott, der sich „im Anfang“ als Schöpfer und ordnender Urgrund allen Lebens geoffenbart hat. Es gibt keinen vernünftigen Grund dafür, die Bildaussage vom Menschen nicht auf alle Menschen zu applizieren. Somit ist nach der Offenbarung, also aus Gnade, jeder Mensch aufgrund seiner vom Schöpfer verliehenen natürlichen Ausstattung als Bild Christi anzusehen. Die christliche Taufe lässt sich für die ontisch-ethische Bildaussage von Gen 1,26f nicht als unerlässliche Voraussetzung postulieren.

Mit dem Beginn des menschlichen Lebens wird das göttliche Bild im Menschen auf einen Werde-Weg des Wachstums gestellt. Das Bild ist in seiner natürlichen Konstitution Bild Christi „in fieri“ (im Werden). Dieses Bild kann dann sowohl progressiv als auch regressiv wachsen, voranschreiten oder verkümmern. Der Prozess verläuft nicht immer linear. Der russische Theologe und Universalgelehrte Pavel A. Florenskij (1882–1937) spricht diesbezüglich von Wachstums- und Verbrechertypen.³ Florenskijs Rede vom Verbrecher zielt nicht auf die Kriminalisierung der Gattung Mensch oder auf die besondere Diskriminierung straffällig Gewordener, sondern stellt dem Leser jenen Menschen vor Augen, der ins ewige Verderben zu stürzen droht. Glaube und Taufe hingegen vermögen diese Gefahr zu bannen.

Kind Gottes

Als „Kind Gottes“ bezeichnet Gal 3,26 der Sache nach und Röm 8,16 ausdrücklich den getauften Menschen. Der Term „Kind“, griechisch *téknon*, zeigt eine Relation zu einem Gegenüber an. Es ist der Gott Jesu Christi. In den neutestamentlichen Schriften wird das Kind-Gottes-Sein jedoch nicht nur mit einem einzigen Begriff erfasst. Im Judentum wird das griechische Wort *pais* sowohl mit „Kind“ als auch mit „Knecht“ übersetzt. „Kind/Knecht Gottes“ kann zwar auch der einzelne Mensch genannt werden (Weish 2,13), doch vor allem ist Israel der „Knecht Gottes“ (Jes 49,3) und sodann Jesus (Apg 3,13). Der Gottesbezug des zuletzt genannten griechischen Wortes ist hinsichtlich „Kind“ und „Knecht“ evident. Doch allein Jesus ist „Kind/Knecht Gottes“ seiner göttlichen Natur nach, Israel als Ganzes und die gläubigen Menschen der Kirche in den Völkern sind es stets der Erwählung und Berufung durch Gott, der Gnade nach; der Herkunft nach ist jener „genitus“ (gezeugt), diese indessen sind „facti“ (geschaffen).

Im Römerbrief (6,3–11) liest der Mensch von seinem Sein und Leben „in Christus“,

welches in der Taufe begründet ist. Kraft der Taufe stirbt der Mensch mit Jesus Christus; kraft der Auferweckung Christi durch Gott vermag der Getaufte als „neuer Mensch“ zu leben. Die Neuschöpfung des Menschen, die in der Taufe geschieht und die ihn in die Kirche eingliedert, formt den Getauften wesenhaft um, nämlich innerlich und äußerlich, und wandelt ihn in ein „Kind Gottes“. Thomas von Aquin OP (1224/25–1274) hat diese Umgestaltung als „geistliche Entstehung“ (spiritualis generatio) des Menschen bezeichnet.⁴ Somit ist nach der Offenbarung, also aus Gnade, der getaufte Mensch aufgrund der Erlösung, die kraft der Inkarnation, des Todes und der Auferstehung Jesu Christi ein für allemal geschehen ist, als Kind Gottes anzusehen. Das Totsein für die Sünde und das Leben für Gott (Röm 6,11) wird als und in Gotteskindschaft verwirklicht. Letztere ist eine erworbene Gabe des Glaubens, keine in der Konstitution des Menschen vorfindbare oder durch die Zunahme von Erkenntnis erlangte Einsicht in die Offenbarung Gottes. Ist der Mensch getauft und so Kind Gottes, besitzt er alle Potenzen und verfügt über die zureichenden Voraussetzungen dafür, dass das „Bild Christi“ in ihm mit größtmöglicher Beschleunigung progressiv wachsen kann. Die Gnade der Gotteskindschaft stützt dieses (ebenfalls von der Gnade bewegte) naturhafte Wachstum des Menschen. Doch wie das „Bild Christi“ auf Wachstum angelegt ist, soll sich im Getauften auch das „Kind Gottes“ immer mehr ausprägen. Die vollständige Einheit mit Christus wird der getaufte Mensch erst künftig erlangen (Röm 6,5b).⁵

Die beiden im Lesen erkannten Aussagen des Menschen über sich selbst sollen nun vertieft werden. Dazu ist erforderlich, einen weiteren Begriff vom Menschen einzuführen, den der lesende Mensch außerhalb der heiligen Schrift in vielfältigem Gebrauch vorfindet.

Person

Die anthropologischen Ausführungen zum „Bild (Christi)“, das der Mensch seiner ge-

schöpflichen Natur nach ist, und zum „Kind Gottes“, zu dem er kraft der Taufe erwählt wird, führen zu der Frage, ob die Bestimmung des Menschen als „Bild Christi“ oder die Bestimmung des getauften Menschen als „Kind Gottes“ in einem theologischen Verständnis für das Personsein des Menschen⁶ ausschlaggebend ist. Diese Frage muss in der Gegenwart vor dem Hintergrund des Diskurses über die menschliche Person gestellt werden. Die komplexen Herausforderungen der Gentechnologie, Pränataldiagnostik und Gehirnforschung sowie die ethischen Fragen der Abtreibung und Euthanasie haben weitere Reflexionen des philosophisch-theologischen Verständnisses der menschlichen Person stimuliert. R. Spaemann u.a. zufolge sind alle Menschen Personen, selbst wenn nicht alle dies wissen, selbst wenn sie nicht dementsprechend handeln. Mit „Person“ sei ein normativer Anspruch verbunden, der allen Lebewesen der Spezies „Mensch“ naturhaft in die Wiege gelegt ist. Er werde philosophisch nicht gesetzt, sondern festgestellt.⁷ Theologisch expliziert wird ein derartiger Anspruch in der Aussage vom Menschen als „Bild Christi“. Der anthropologische Kontext des als Person Bezeichneten wird mittels dieses Begriffes auf die trinitarische Gemeinschaft hin geöffnet. Damit braucht jedoch nicht notwendig vorausgesetzt zu werden, was nach M. Luther (1483–1546) für das Verständnis der menschlichen Person unabdingbar sei: „fides facit personam“⁸, der Glaube macht die Person.

Eine für die hier behandelte Thematik relevante Frage kann in folgender Weise zugepunktet werden: Beginnt das von der Gnade umhüllte natürliche (biologische) Leben eines Menschen, das sein Personsein ermöglicht, mit der Empfängnis (Fertilisation), der Fusion von Spermium und Eizelle, mit der Nidation der Zygote, der Einnistung des Embryos in den Uterus, mit der Beseelung des Embryo, wie Thomas von Aquin fragte, mit der Geburt oder mit der Taufe? Wenn gleich die Legitimation der Frage außer Zweifel steht, so bedarf die Antwort, soll sie nicht in die Aporie der Personwerdung auf

Grund der Taufe verfallen, einer Differenzierung. Diese wird zum einen das Instrumentarium des klassischen Axioms der Interferenz von Natur und Gnade übersteigen. Sie hat zum anderen zu berücksichtigen, dass der ungetaufte Mensch (erst) seit dem Zweiten Vatikanum lehramtlich nicht mehr pekkaminös verdächtigt, sondern in seiner Hinordnung auf das durch die Kirche wirksame Heil Jesu Christi gesehen wird.⁹ Die Antwort der Offenbarung, wie sie in der neueren Schöpfungstheologie interpretiert wird, ist eindeutig: Jeder Mensch ist nach dem „Bild Christi“ geschaffen. Die Gnade Gottes beginnt an der Natur des Menschen mit der Verschmelzung von Ei- und Samenzelle zu wirken. Auf Grund dieses Faktums wird von Subjekt-, Mensch- und Personsein gesprochen, oder kann in weiten Teilen des neuzeitlichen Denkens zumindest gesprochen werden. Allerdings wird das Wirken der Gnade am Menschen infolge der „Erb-sünde“, besser: Ursprungssünde, derart ent-stellt, dass in der Heiligungs- und Erlösungstat Jesu Christi an der Natur des Menschen ein zweiter und bleibend neuer Anfang gesetzt ist, der fürderhin irreversibel bleibt. Dieser Neuanfang geschieht am einzelnen Menschen in der Taufe. Der seit der Geburt bis zur Taufe noch „deaktivierte“, mit der Christusnachfolge verbundene Rest an Potenzialität gnadenhaften Lebens wird durch die Taufe in die Aktualität hinüberge-führt.

Das Person- und Bildsein des Menschen und die Gotteskindschaft der Getauften verwirklicht sich in einer evolutiven Welt. Der Mensch ist zwar „in Christus“ geschaffen, er lebt und besteht „in ihm“ (Kol 1,16; vgl. Apg 17,28). Der Mensch ist aber auch „auf ihn hin“ geschaffen (Kol 1,16). Diese Bestimmung ist futurisch-eschatologisch gemeint.¹⁰ Sie zielt auf Christus, den Richter und Vollender der ganzen Schöpfung. Als Kind Gottes füllt der getaufte Mensch diese Bestimmung aus, in der Hinordnung auf das eschatologische Heil partizipiert auch der (noch) nichtgetaufte Mensch daran. Die differenzierte Sicht auf Jesus Christus in Kol 1,16 erhellt die komplementäre Bestimmung

des Menschen als „Bild Christi“ und als Person einerseits sowie als „Kind Gottes“ zur Bezeichnung des Wesens der Getauften andererseits. Der Mensch bedarf der Taufe, kraft der das „Bild Christi“ im Status viatoris auf den Christus eschatos ausgerichtet wird. Nur als „Kind Gottes“ kann der Mensch der mit dem Sohn Gottes verbundenen eschatologischen Hoffnung auf Heil gewiss sein.

Die Bestimmung des Menschen als Person und „Bild“ greift mehr eine philosophische und schöpfungsgemäße Vorstellung auf. Dies darf jedoch nicht in der Weise (miss-)verstanden werden, als sei die Schöpfungsordnung der Philosophie und die Erlösungsordnung der Theologie zugeordnet oder als befänden sie sich wie zwei Stockwerke unverbunden aufeinander gesetzt. Die eschatologische Betrachtung des Menschen im Taufsakrament legitimiert die Unterscheidung von Person und „Bild Christi“ sowie „Kind Gottes“. Die Taufe fungiert wie ein Kompass, der alle Lebensvollzüge des in Christus geschaffenen und erlösten Menschen auf den die Geschöpfe vollendenden Jesus Christus ausrichtet und von ihm her die Geister unterscheidet. In der Taufe wird sakramental erfahrbar, was „im Ende“ Wirklichkeit sein wird.

Der getaufte Mensch, der in der Osternacht aufmerksam liest (oder hört), wird verstehen¹¹, was er in demütiger Unterscheidung von den Nichtgetauften missionarisch der Welt vorlegen soll: die Identität des Christlichen, die der Gotteskindschaft entspringt und die dem Menschlichen Heimat bietet und es festigt.

Anmerkungen:

¹ Vgl. N. Lohfink: Kreatur und Kunst nach dem biblischen Schöpfungsbericht, in: Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen. Mitteilungen 19, Frankfurt 1998, 6–15.

² Vgl. A. Grillmeier: Mit ihm und in ihm. Christologische Forschungen und Perspektiven, Freiburg i. Br. (1975) 2. verb. und erg. Aufl. 1978, 29 (eine

Beschreibung der Sache) – aus der orthodoxen Theologie, die sich stark an den Kirchenvätern orientiert, u.a.: K. Ware: Mensch werden – an Gott teilhaben. Wie versteht die orthodoxe Tradition die Erlösung? Bern 1997, 64. Ders.: Der Aufstieg zu Gott. Freiburg i. Br. 1983, 74ff.

- ³ Über Wachstumstypen, in: „... nicht anders als über die Seele des anderen“: Der Briefwechsel. Texte: A. Bely und P. Florenski, ed. F. und S. Mierau. Ostfildern 1994, 146–180 [gekürzte Übersetzung]: bes. 156. 168.
- ⁴ Thomas von Aquin: Summa contra gentiles IV 59 (ed. M. H. Wörner. Darmstadt 2005, 384f).
- ⁵ Zum Ganzen: J. Schelhas: Perspektiven gegenwärtiger Tauftheologie, in: Cath(M) 62 (2008) – in Druckvorbereitung.
- ⁶ Zur Problematik des Personbegriffs: J. Werbick: Person, in: NHTHG III (hg. v. P. Eicher. Neuausgabe. München 2005), 351–361; speziell zu Thomas von Aquin: O. H. Pesch: Thomas von Aquin. Grenze und Größe mittelalterlicher Theologie. Eine Einführung. Mainz 1995, 381–387.
- ⁷ Vgl. R. Spaemann: Sind alle Menschen Personen? in: Wie machbar ist der Mensch? Eine philosophische und theologische Orientierung. Hg. v. H. Zaborowski. Mainz 2003, 128–138. Auch L. Honnfelder: Der Begriff der Person in der aktuellen ethischen Debatte, in: Wie machbar ist der Mensch?, 202–219. Zudem K. Kardinal Lehmann: Zuversicht aus dem Glauben. Freiburg i. Br. 2006, 375–396 („Das Recht, ein Mensch zu sein – Zur Grundfrage der gegenwärtigen bioethischen Probleme“. [2001] mit einer Fülle von Lit.), bes. 384–388.
- ⁸ WA 39 I, 283,1.
- ⁹ LG 16.
- ¹⁰ E. Schweizer: Der Brief an die Kolosser (EKK 12). Zürich u.a. und Neukirchen-Vluyn 1976, 61.
- ¹¹ Die griechischen Verben für lesen (*anaginóskō*) und wissen, kennen, speziell: verstehen (*ginnóskō*) unterscheiden sich nur um den Zusatz eines Präfixes. Der semantische Konnex tritt in Apg 8,30 hervor, wo Philippus den äthiopischen Kämmerer fragt: „Verstehst du auch, was du liest?“

Martin Lätzel

Welches Personal brauchen die Gemeinden von morgen?

1. Personal und Gemeinde

Der Titel weist auf zwei Fragestellungen hin. Erstens: Wie sieht die christliche Gemeinde von morgen aus? Zweitens: Welches Personal brauchen wir in und für diese Gemeinden. Im Rahmen dieser Überlegungen steht das hauptamtliche Seelsorgepersonal im Fokus des Interesses. Wiewohl die gesamte Thematik nicht von der Frage nach dem Sinn und den Aufgaben des Ehrenamtes zu trennen ist.

Die Grundlagen, auf der die Diskussion nach dem Profil und dem Personal der Gemeinde von morgen geführt werden müssen, sind kultureller, ökonomischer und theologischer Natur. Kulturell insofern, als dass – religionssoziologisch in den letzten Jahren aufgearbeitet – unsere Gesellschaft von eklatanten Milieudifferenzierungen geprägt ist. Die ökonomischen Bedingungen haben sich drastisch geändert. Der Rückgang der Kirchensteuern hat nicht nur konjunkturelle Gründe, sondern – und das ist auch ein kulturelles Problem – ist demographisch bedingt. Viele Kirchenmitglieder gehören den älteren Generationen an. Diese wiederum haben andere ästhetische Präferenzen als jüngere Menschen, die aber eigentlich für die Kirche gewonnen werden müssen, nicht nur, aber auch, weil sie potentielle Kirchensteuerzahler sind. Alle Entwicklungen müssen aus theologischer Warte betrachtet werden und auf der Folie des Evangeliums gelesen werden. Als Instrumente brauchen wir Erkenntnisse aus Organisationsentwicklung, Psychologie und Qualitätsmanagement.

2. Die Gemeinde von Morgen

a) *Ästhetisch definierte Gruppenbildung oder einander tragende Gemeinschaft?*

Die Grundvollzüge einer christlichen Gemeinde werden in der Regel – und je nach Standpunkt – mit *Koinonia*, *Liturgia*, *Martyria* und *Diakonia* bezeichnet. Der Idealfall ist die diese Grundvollzüge vereine[n]de Gemeinde. Soziologische Erkenntnisse jedoch sagen uns, dass diese *communitio* heute nicht mehr selbstverständlich ist.

Gerhard Schulze hat zu Beginn der neunziger Jahre ästhetische Milieus in der deutschen Gesellschaft beschrieben.¹ Michael N. Ebertz hat das System auf die Realität in den Pfarreien übertragen.² Gesellschaftliche Milieus führen auch hier zu einer ästhetisch orientierten Gruppenbildung. Paul M. Zulehner unterscheidet schon Anfang der neunziger Jahre zwischen der „Suche nach der Gemeinde“ und der „Flucht vor der Gemeinde“: Man sucht, so Zulehner, „nach jener Gemeinde, in der einem der Gottesdienst und seine Gestaltung am ehesten entspricht. Die Motorisierung und die auch sonst übliche Überschreitung des engeren Wohnbereichs im städtischen Lebensalltag begünstigen solche Wanderungen. [...]“ Bei der Flucht vermeiden die Menschen nach Zulehner „schlecht gestaltete Gottesdienste und schlechte Prediger“; sie fliehen „vor elitären Gemeindekernen, denen man sich nicht mehr zugehörig fühlt; vor allzu großer Nähe und Bindung, die in manchen Gemeinden erwartet wird: Engagement und Verpflichtung sollten gemieden werden.“³

Die Ergebnisse der Sinus-Studie⁴ spitzen diese Thesen noch zu. Nicht nur, dass die Rezeption pastoraler Angebote einer ästhetischen Kriteriologie unterliegt, darüber hinaus muss eine Inkommensurabilität zwischen den qualifizierten Milieus konstatiert werden. Es gibt also eine doppelte ästhetische Ex-Kommunikation. Auf der anderen Seite wird die Pastoral die eingeschränkte Mobilität der immer älter werdenden Bevölkerung berücksichtigen müssen. Rückzug aus der Fläche wirkt da kontraproduktiv.

Zunächst stellt sich die Frage nach der Verortung der Studie. Sie selber spricht unspezifisch von der „Gemeinde“, vermutlich mit dem Bild der traditionellen „Pfarrgemeinde“ im Hintergrund. Heute wird – theoretisch – zunehmend zwischen der Pfarrei und der Gemeinde unterschieden, außerdem wird die Gemeinde nicht allein territorial definiert. Praktisch steht das Ideal der Pfarrgemeinde immer noch im Mittelpunkt der kirchlichen Aufmerksamkeit und der kirchlichen Planung.

Nun bleibt die Frage, inwieweit sich eine Gemeinde zukünftig anhand ästhetischer Milieus definiert und sich in homogene Gruppen verteilt oder integrativ, d.h. gruppenübergreifend und Gruppen verbindend wirkt? Der Erzbischof von Poitiers, Albert Rouet sagt dazu: Eine Gemeinde ist nicht primär ein Freundeskreis, sie verlangt, zusammen einen selben Auftrag und damit auch eine gemeinsame Bürde zu tragen. Das widerspricht der soziologischen Realität. Dass sich Menschen aufgrund gemeinsamer Lebenssituation, Interesse, Bildung etc. zusammenfinden, wird auf Dauer nicht zu verhindern sein. Für die Gemeinde bleibt aber die Aufgabe, der Gruppenbildung Rechnung zu tragen bei gleichzeitiger Wahrung einer prinzipiellen Offenheit nach „außen“ und integrativen Austausches untereinander.

Nicht zuletzt gilt zu berücksichtigen, dass aus ökonomischen Gründen eine flächendeckende Pastoral durch hauptamtliches Personal nicht mehr zu halten ist und, das werden die Ausführungen zeigen, theologisch auch nicht sinnvoll ist. Aber: Die Präsenz in der Fläche muss erhalten bleiben (siehe ältere Menschen)! Eine Aporie? Sie lässt sich auflösen.

b) *Die territoriale Gemeinschaft: Ein Beispiel aus Frankreich*⁵

Besondere Beachtung findet derzeit das Modell der Kleinen Christlichen Gemeinschaften. Darüber hinaus gibt es in Frankreich Modelle, die eine Reduktion der Hauptamtlichkeit mit einer aktiven pastora-

len Präsenz vor Ort verbindet. Hervorgehoben wird insbesondere der Ansatz der Erzdiözese Poitiers.

Da die französischen Pfarreien analog zu den Kommunen umschrieben sind, gibt es eine große Anzahl. In zwanzig Jahren wird die Erzdiözese aber nur noch über eine geringe Zahl an Priestern verfügen, die in der Pastoral mitarbeiten können. Es gibt keine Kirchensteuer, man finanziert sich selbst. Das schränkt den Einsatz Hauptamtlicher Pastoraler Dienste ein. Zur Entwicklung einer zeitgemäßen Pastoral wurden 1993 die Prioritäten der Kirche von Poitiers beschlossen: Die Einrichtung und Förderung von Gemeinden vor Ort, die missionarische Dimension, der Dienst an der Gesellschaft, sowie die Aus- und Weiterbildung der Ehrenamtlichen. Christliches Leben brauche Nähe, heißt es, eine Abkehr von pastoralen Großgebilden und eine Förderung der Laien, die selbst Verantwortung für ihre Kirche übernehmen. Das zentrale Element in der Pastoral der Erzdiözese sind die „Lokalen Gemeinschaften“. Im Januar 2004 verzeichnete Poitiers bereits 231 davon. Die Verantwortung in den Gemeinden übernimmt ein Team aus fünf Personen. Zwei von ihnen werden gewählt: für die Koordination und für die Finanzen. Drei weitere werden ernannt, zuständig für Liturgie, Caritas und Katechese. Das Team wird vom Erzbischof eingeführt, die Amtszeit beträgt drei Jahre – einmalige Verlängerung ist möglich. Verbunden mit der Einrichtung der Gemeinden ist eine neue Terminologie für die Strukturierung der Diözese. Man spricht von „pastoralen Sektoren“. Ein Sektor kann bis zu zehn Gemeinden umfassen. Die Priester haben in dieser Struktur drei wichtige Aufgaben: (1) Sie helfen den Laien, ihre Arbeit im Licht des Evangeliums zu begutachten, (2) stellen die Gemeinschaft zwischen den verschiedenen Gemeinden her und (3) wecken den missionarischen Elan.

Das „Modell Poitiers“ bietet eine gute Orientierung, wie das Modell der Kleinen Christlichen Gemeinschaften in Westeuropa, unter der Berücksichtigung vorhandener

Mentalitäten und Strukturen, inkulturiert werden kann.

c) Pfarrei als Netzwerk von Gemeinden, Gemeinschaften und Gruppen

Die Pfarrei der Zukunft wird – im Anschluss an das aus Poitiers skizzierte Modell und unter Berücksichtigung der gesellschaftlichen Milieus und der ökonomischen Struktur – auf eine „übergeordnete“ Funktion zurückgeführt werden und subsidiär wirken. Der Ort der Pastoral im Nahraum wird die Gemeinde sein. Mehrere Gemeinden werden eine Pfarrei bilden.

Die Pfarrei wird zu verstehen sein als ein Gebilde, das, unabhängig vom territorialen Umfang, die Kommunikation von lokalen Gemeinden, ästhetischen Vergemeinschaftungen (Familienkreise etc.) und Gruppen (z.B. Verbände) sicherstellt. Vieles wird in den Gemeinden und Gruppen „vor Ort“ verwirklicht. Jede Gemeinde hat die Aufgabe, die Grundvollzüge zu realisieren. Der Anspruch ist hoch und kann nicht in vollem Umfang realisiert werden. An diesem Punkt kommt die Pfarrei ins Spiel, auch, um sie nicht allein auf die Administration zu reduzieren. Was an Grundvollzügen in der Gemeinde nicht abgedeckt werden kann, ist an anderer Stelle der Pfarrei, in an anderen Gemeinden, oder als ein Gemeinschaftsprojekt denkbar (z.B. Zielgruppengottesdienste).

Die Gemeinden werden sich unabdingbar territorial definieren, um Präsenz der Kirche im Nahraum zu ermöglichen. Jedoch wird der Milieuarakter eine Rolle spielen. Zum einen, was das „Programm“, die Ziele der Arbeit einer Gemeinde betrifft und zum anderen, weil es Gruppen geben wird, die sich in ihrem Milieu bewegen und trotzdem der Kirche zugehörig fühlen.

Die Sinus-Milieus werden als Instrument der Marktforschung ständig aktualisiert. Hier zu lernen, bedeutet für die pastorale Praxis, dass es in den kommenden Jahren keine Kontinuität geben wird. Die Stabilität

ist perdu, die Herausforderung äußerst komplex. Die zukünftige pastorale Entwicklung wird dynamisch verlaufen und sich ständig mit neuen Entwicklungen konfrontiert sehen. Damit ist noch nicht ausgesagt, dass auf jede Neuerung reagiert werden muss und es ist erst recht noch nicht ausgesagt, wie auf aktuelle Entwicklungen reagiert werden kann. Sicher ist nur, dass pastorale Praxis zukünftig nur noch prozess- und projekthaft gedacht werden kann.

3. Das Personal für die Gemeinden von morgen

Wer Theologie oder Religionspädagogik studiert, will Seelsorger werden. Die Ergebnisse der Sinus-Studie müssen da ernüchtern. Befragt, was denn der Pfarrer/Priester für sie bedeutet, ergeben sich folgende Antworten:

- Repräsentant
- Glaubenshüter
- Pastor
- Sozialarbeiter
- Kumpel
- Animateur
- Anwalt
- Motivator
- Mystiker
- Experte

Der Begriff „Seelsorger“ findet sich nicht darunter. Das kann enttäuschen, korrespondiert aber mit den veränderten Anforderungen an das Personal der Zukunft. Seelsorge wird sich transformieren und als ein „Zur-Kirche-werden lassen“ („ecclesialiser“ bei Albert Rouet) charakterisiert werden. Operative hauptamtliche Seelsorge im herkömmlichen Sinn werden wir zukünftig nur noch im kategorialen Bereich vorfinden - und auch dort nicht ausschließlich. Im Zentrum der pastoralen Arbeit steht nicht mehr der „allmächtige“ und „allwissende“ Seelsorger bzw. Seelsorgerin. Die Aufgabe von Hauptamtlichen in der Pastoral ist dann, wie Michaela und Herbert Tholl bereits jetzt konstatieren, „durch Förderung und Beglei-

tung der Menschen in den Pfarreien Möglichkeiten zu schaffen, sich als eigenständige und aktive Glieder am Leib Christi wahrnehmen zu können und – im Umkehrschluss – alles zu vermeiden, was Abhängigkeit und Unselbständigkeit verstärkt.“⁶

Die Gemeinde vernetzt die verschiedenen Charismen und Interessen, die Pfarrei ihrerseits bildet auf einer anderen Ebene ein Netzwerk von Gemeinden ab und sorgt für Kommunikation und Koordination. Die Beteiligten bilden eine „offene Lerngemeinschaft“ (Herbert Lindner). Eine Richtschnur des Handelns für das hauptamtliche Personal in der Diözese Poitiers ist die Subjekthaftigkeit und Eigenverantwortung der Christen. Das Modell geht von einer konsequenten Verantwortung der Gemeinden aus. Den Gemeindemitgliedern wird zugetraut, ja zugemutet, zu Subjekten der Seelsorge zu werden und die Gestaltung der Kirche eigenverantwortlich in die Hand zu nehmen. Ehrenamtlichen und Gremien in den Gemeinden werden Steuerung und Leitung wahrnehmen.

Die Aufgabe des Personals wird sein, die Katholizität der Gemeinden im Netzwerk sicherzustellen. Die Operationsbasis werden die Unterstützungssysteme sein. Hauptamtliche nehmen das Coaching, die Aus- und Fortbildung und die Begleitung der verantwortlichen Ehrenamtlichen in der Gemeinde wahr.

4. Die notwendigen Kompetenzen der in der Pastoral Tätigen

Jürgen Maubach spricht von den Leitkriterien der Arbeit von Gemeindereferent(inn)en: Transzendenzkriterium, Technisches Kriterium, Inhaltliches Kriterium, Benutzerkriterium, Verbraucherkriterium und Ökonomisches Kriterium.⁷ Der Ansatz weist m. E. in die richtige Richtung. Ich möchte von der konkreten Arbeitsebene abstrahieren. Ich nutze, trotz der Inflation des Begriffes, die Bezeichnung „Kompetenz“. Mit welchen persönlichen Kompetenzen sollten Hauptamtliche in der Pastoral arbeiten, um die Ge-

meinde der Zukunft mit gestalten zu können? Als Referenzrahmen nehme ich die bereits skizzierten Modelle von Gemeinden und die gesellschaftlichen Bedingungen. Als Kompetenzbereiche benenne ich:

- Reflexive Kompetenz
- Kybernetische Kompetenz⁸
- Spirituelle Kompetenz
- Qualitative Kompetenz
- Kontextuelle Kompetenz

a) Reflexive Kompetenz

Unter Reflexivität verstehe ich die Bereitschaft, sich mit der eigenen Persönlichkeit anfragen zu lassen. Ein selbst-bewusster Mensch kann – nach J. Enright – „von Augenblick zu Augenblick seine eigenen Bedürfnisse und die Möglichkeiten der Umwelt voll und klar erleben, kann beides als gegeben akzeptieren und kann auf schöpferische Kompromisse hinarbeiten...“

Hermann Steinkamp hat „Die sanfte Macht der Hirten“⁹ beschrieben. Er zeigt das Machtgefälle zwischen den Seelsorgerinnen und den Gläubigen. Eine um sich selbst bewusste „Seelsorgerin“ weiß hingegen um ihre Begrenzungen und eingeschränkte Möglichkeiten als Mensch unter Menschen. Steinkamp plädiert stattdessen für die Pflege der Parrhesia („Freimütig die Wahrheit aussprechen“)¹⁰. Parrhesia ist nach Steinkamp für die pastorale Arbeit notwendig und erlernbar als „Wahrheit zwischen uns. Wichtigste Bedingung und zugleich wichtigster Nebeneffekt dieser Praxis ist übrigens: Empathie zu lernen, sich in andere einzufühlen, sich in andere hineinzusetzen, sie ‚wahr‘ – zu – nehmen (was nur geht, wenn ich immer zugleich mit meinen eigenen Gefühlen in Kontakt bin...)“¹¹. Diese Interdependenz widersagt der Pastormacht, reflektiert die eigene Verletzungen und Sehnsüchte und ermöglicht eine partnerschaftliche, empathische Begegnung.

Reflexivität zielt auf die Auseinandersetzung mit der eigenen Person, mit den anderen mir begegnenden Personen und mit der

Art und Weise, wie Begegnung und Kommunikation stattfindet. Reflexivität achtet darauf, die Subjekte der Seelsorge „zur Kirche werden zu lassen“. Sie erfordert die stetige Bereitschaft zur Supervision oder Intervision.

b) Kybernetische Kompetenz

Kybernetische Kompetenz ist nach Herbert Lindner die „Fähigkeit der Selbstorganisation, der Gestaltung von Arbeitsvollzügen, von Teams und Mitarbeitenden und der Entwicklung von Kirchengemeinden“¹². Kybernetik ist die Lehre von der Steuerung komplexer Systeme. Niemand wird bestreiten, dass die Gemeinden heute in sich komplizierter strukturiert sind als vor einigen Jahrzehnten und darüber hinaus wiederum eingebunden sind in ein Geflecht gesellschaftlicher, kultureller und ökonomischer Zwänge. Wer in der Pastoral arbeitet – und das gilt insbesondere für die Leitenden – benötigt Fähigkeiten, virtuos mit den Strukturen umzugehen, ohne sich zu „verheddern“. Eine pastoraltheologisch intendierte Kybernetik „hat das Ziel, Steuerungsvorgänge im Sozialsystem Kirche und in seinen Teilsystemen theologisch, soziologisch und psychologisch zu verstehen und auf dieser Basis Leitungshandeln zu reflektieren und anzuleiten“¹³. Was hier für die theoretische Fundierung gefordert wird, bedeutet in der Praxis, sich reflexiv des Leitungshandelns bewusst zu sein und anzuwenden. Ein großes Problem innerhalb der Kirche liegt heute darin, dass vorhandene Leitung praktisch nicht angewandt wird. Kybernetische Kompetenz bedeutet, Leitung sinnvoll wahrzunehmen.

c) Spirituelle Kompetenz

„Was den bloßen Funktionär, die Funktionärin vom geistlichen Menschen unterscheidet, ist eben genau diese schöpferische und kreativ gelebte Einheit von Professionalität und Spiritualität, die trotz und in allen Berührungspunkten und Schnittmengen doch klar unterschieden werden und unterschieden bleiben.“¹⁴ Dieser von Ingrid Reckziegel benannte Punkt ist zentral. (Christliche)

Spiritualität gehört unweigerlich zum pastoralen Berufsprofil dazu, ja, man mag sagen, es ist das zentrale Profil, das von den jeweils andern genannten unterscheidet. Diese können wiederum von anderen, nichtkirchlichen Berufen ebenso geprägt werden. Allein die Spiritualität zeichnet die in der Pastoral arbeitenden Hauptamtlichen aus. Gemeinden und Ehrenamtliche, die begleitet werden, bedürfen spiritueller Unterstützer, die selber aus einem festen Glaubensgrund leben und arbeiten. Hauptamtliche werden so zu Exerziatengebern der in der Gemeinde tätigen Gläubigen. Sie fragen an, konfrontieren und hören zu.

d) *Qualitative Kompetenz*

Im Rahmen einer Diskussion um ein notwendiges Qualitätsmanagement für Hauptamtliche in der Pastoral ist es hilfreich, sich der Terminologien aus der Wirtschaft zu bedienen. Ich möchte deshalb zur Hilfestellung von „Produkten“ und „Kunden“ sprechen. Damit ist keine Herabwürdigung unserer Botschaft verbunden, sondern eine Verdeutlichung der Vermittlung.

Produkte sind, nach ökonomischen Verständnis, Güter zur Bedürfnisbefriedigung. Hier wird unterschieden zwischen dem Bedürfnis auf der einen Seite und den Gütern, die das Bedürfnis befriedigen. Uns ist aufgetragen, die Frohe Botschaft in die Welt zu tragen. Jeweils zeitbedingt sind die Methoden und Instrumente, die dazu verwandt werden. Wenn wir also von Produkten sprechen, dann ist damit nicht das Evangelium an sich gemeint, sondern die Art und Weise, wie das Evangelium vorschlagen¹⁵ wird.

„Kunden“ hingegen sind die Menschen mit denen in der Pastoral gearbeitet wird, die eine „Kunde“ bringen. Kundenorientierung pastoral verstanden, „behält die Subjekt-empfindlichkeit bei, ergänzt sie aber über die Marktmetapher um die wichtige Sensibilität für die systemische Dimension. Pastorales Handeln, so lehrt Kundenorientierung, hat nicht isolierte Subjekte zum Ziel, sondern nimmt den einzelnen in seinen systemischen Repräsentanzfunktionen wahr, so wie die

pastoralen Dienste selber, egal ob haupt- oder ehrenamtlich, Repräsentanten von Teilsystemen des ‚Muttersystems‘ Kirche sind. [...] Kundenorientierung kann zu experimentellem Pastoralhandeln bewegen.“¹⁶

Aus theologischem Verständnis steht uns das „Gut“ der „Frohen Botschaft“, die Hinwendung Gottes zu den Menschen in Jesus Christus unbegrenzt und unbedingt zur Verfügung. Das Evangelium antwortet auf die Bedürfnisse des Menschen. Es bietet Anerkennung, Wertschätzung des Einzelnen und verpflichtet die Gläubigen zu Solidarität, Gemeinschaft und existenzieller Hilfe, um die Bedürfnisdefinition von Abraham Maslow aufzugreifen. Allein die Instrumente und Methoden der Vermittlung sind begrenzt, weil sie an begrenzte Menschen gebunden sind. Diese Diskrepanz wird uns gerade in den Zeiten bewusst, in denen Unterstützungselemente wie Geld, Personal und Infrastruktur knapper werden. Wir müssen uns also fragen: Was können wir? Was müssen wir? Was können andere besser? Unser Augenmerk muss auf der Qualität unserer Produkte und Angebote liegen. Eine billige Arbeit können wir uns nicht mehr leisten. So müssen Schwer- und Leichtpunkte formuliert werden und muss sich von *ineffizienten Produkten* getrennt werden.¹⁷ Das bedeutet keine Fortführung der Diskussion um das so genannte *Kerngeschäft*, sondern eher die Frage nach dem *Kernbedarf*. Die Frage muss lauten: Was können wir in der Pastoral besser als alle anderen? Was haben wir anzubieten? Was brauchen die Menschen wirklich? Pastorale Arbeit bedeutet dann, das Richtige gut, und das Gute richtig, also mit größter Sorgfalt und fundierter Ausbildung zu tun.

Für den Hauptamtlichen bedeutet das – im Sinne des bereits genannten permanenten Lernprozesses – sich einem Qualitätsmanagement zu verpflichten. Qualitätsmanagement fragt nach der Qualität, also der Güte des Dienstes. Die Quantität steht dabei nicht im Mittelpunkt. Es geht um substantiell professionelle Arbeit, die sich dynamisch und veränderbar zeigt.

A propos: Qualitativ und sinnvoll sind auch ökonomisch ineffektive Maßnahme. Das unterscheidet die Pastoral von der Wirtschaft und spricht gegen eine Verengung auf Ökonomie, die sich hier und da in der Kirche Bahn bricht.

e) Kontextuelle Kompetenz

Kontextualität bedeutet für die Hauptamtlichen, sich der dynamischen Weiterentwicklung der Pastoral zu verpflichten und den Lebensraum der Menschen ernst zu nehmen. Wenn wir von den gläubigen Christen als Subjekten der Seelsorge sprechen, dann bedeutet das, andere Leitungsstile und Formen der Seelsorge – die sich aus den Lebensräumen und Milieus ergeben – ernst zu nehmen und nicht die eigenen Präferenzen „durchdrücken“ zu wollen. Hauptamtliche gehören in Milieus. Dessen müssen sie sich bewusst sein. Es wird die Bereitschaft erwartet, Kommunikationsgrenzen zu überwinden.

Ein Faktor, der meines Erachtens in der Diskussion um die Pastoral der Zukunft zu wenig in den Blick genommen wird, ist die Demographie. Wir werden in Zukunft weniger Personal und weniger Struktur bezahlen können bzw. dem Personal und der Struktur weniger bezahlen. Zudem wird der Pool, aus dem Personal geschöpft werden kann, immer kleiner. Und ein Drittes: Wir rekrutieren dann junges Personal, das sich aber hauptsächlich um ältere Menschen kümmern wird. Da werden erhebliche Kommunikationsschwellen überwunden werden müssen.

Ein Letztes: Für die Personalämter in den Diözesen bedeutet Kontextualität die kritische Frage, ob nicht, eben weil einige Milieus in unserer Kirche vorherrschend sind, diese Milieus nur ihre eigenen Milieus nach sich ziehen. Das würde bedeuten, dass wir die Diskrepanz zwischen Kirche und ihren Vertretern zur Gesamtbevölkerung verstärken. Um dem entgegenzusteuern, sollten wir auch bereit sein, gezielt „Paradiesvögel“ einzustellen, die als Ansprech-

partner für kirchenferne Milieus zur Verfügung stehen können.

Anmerkungen:

- ¹ Die Erlebnisgesellschaft. Kulturosoziologie der Gegenwart. Frankfurt/Main 81992.
- ² Erosion der Gnadenanstalt? Zum Wandel der Sozialgestalt von Kirche. Frankfurt/Main 1998.
- ³ Paul M. Zulehner: Pastoraltheologie. Bd 2: Gemeindepastoral. Düsseldorf 1989, 67f.
- ⁴ Vgl. MDG (Hg.): Milieuhandbuch. Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus 2005. München o. J.
- ⁵ Vgl. Martin Lätzel: Strukturelle Aufbrüche in der Erzdiözese Poitiers, in: Diakonia 35 (2004), 445–451.
- ⁶ Herbert Tholl / Michaela Tholl: Zwischen Pflichterfüllung und Selbstverwirklichung – Motivation und Förderung von Ehrenamtlichen als zentrale Aufgabe hauptamtlicher Seelsorgerinnen und Seelsorger, in: Georg Köhl (Hg.): Seelsorge lernen in Studium und Beruf. Trier 2006, 348–356, 352.
- ⁷ Jürgen Maubach: Gemeindereferentinnen mit mehr Profil im Beruf. Münster 2002, 31ff.
- ⁸ Dieser Begriff ist übernommen von Herbert Lindner: Kirche am Ort. Ein Entwicklungsprogramm für Ortsgemeinden. Stuttgart u.a. 2000, 151f.
- ⁹ Mainz 1999.
- ¹⁰ Vgl. dazu: Hermann Steinkamp: Seelsorge als Anstiftung zu Selbstsorge. Münster 2005.
- ¹¹ Ders.: Parrhesia-Praxis. Über „Wahrheit zwischen uns“, in: PThI 24(2004), 232–248, 244.
- ¹² Lindner, 151f.
- ¹³ Günter Breitenbach: Gemeinde leiten. Eine praktisch-theologische Kybernetik. Stuttgart u.a. 1994, 43.
- ¹⁴ Ingrid Reckziegel: Überall bist du zu Hause!/? Vom Geheimnis unseres Dienste. Zum Berufsprofil und zur Spiritualität von Gemeindereferentinnen, in: Pastoralblatt für die Diözesen Aachen et. al. 55 (2003), 195–199, 198.
- ¹⁵ In Anlehnung an die Formulierung der franz. Bischöfe: Proposer la foi.
- ¹⁶ Martin Pott: Kundenorientierung in Pastoral und Caritas? Anstöße zum kirchlichen Handeln im Kontext der Marktgesellschaft. Münster 2001, 414f.
- ¹⁷ Was sich in der Formulierung besonders hart anhört, läuft bereits auf Hochtouren. Die Kirchenschließungen der vergangenen Jahre sind Ausdruck der Tatsache, dass sich die Diözesen und Landeskirchen einige Standorte finanziell und personell nicht mehr leisten können. Das ist eine Frage von Effizienz und Effektivität.

Gerechter Frieden versus gerechter Krieg

Eine Herausforderung christlicher
Friedensethik

1. Hinführung

Die Rede vom „gerechten Krieg“ scheint fröhliche Urständ zu feiern, zumindest gewinnt sie in einigen Kreisen vor allem seit dem sprichwörtlich gewordenen 11. September 2001 nicht nur an Konjunktur, sondern vordergründig auch an gewisser Plausibilität. Dies mag vielleicht damit zusammenhängen, dass die Lehre vom gerechten Krieg – ähnlich wie die 10 Gebote („Zehn Worte“) – mit Hilfe griffiger Kurzformeln scheinbar einen Orientierungsrahmen zur Bewältigung einer komplexen Materie zur Verfügung stellt. Dabei ist jedoch ebenfalls mit Blick auf den Dekalog rasch einzusehen, dass auch mit einem bloßen Hinweis auf das Tötungsverbot „Du sollst nicht töten“¹ (לא תרצח, Ex 20,13/Dtn 5,17) nicht alle Probleme und Fragestellungen, welche dieses Verbot berührt, geklärt und ausdiskutiert sind. Zudem ist nicht immer klar, ob die, welche von dem gerechten Krieg sprechen, wissen, wovon sie – ideengeschichtlich gesehen – sprechen und ob sie auch die einzelnen Kriterien in einer entsprechenden Reihenfolge benennen könn-(t)en. Grundsätzlich gilt es erst einmal zur Kenntnis zu nehmen, dass die sogenannte klassische Lehre vom gerechten Krieg weder Gegenstand der authentischen katholischen Lehrverkündigung noch heute Bestandteil des Völkerrechts ist. Es muss freilich hinzugefügt werden, dass einige *Elemente* der bellum-iustum Lehre über einen längeren und vielschichtigen Entwicklungsweg

beispielsweise auch Eingang in die UN-Charta von 1945 gefunden haben und somit Bestandteil des geltenden internationalen Völkerrechts geworden sind.² Nicht zuletzt vor diesem Hintergrund verbietet es sich, die Lehre vom gerechten Krieg als Parallelrecht zur UN-Charta und dem UN-Sicherheitsrat zu handhaben und mit ihr auf nationaler Ebene über Krieg und Frieden befinden zu wollen.

2. Die Sackgasse der Lehre des gerechten Krieges heute

2.1 *Der gerechte Krieg und der Krieg gegen den Irak*

Gerade im Vor- und Umfeld des Irak-Krieges gab es theologische Stimmen besonders aus dem nordatlantischen Raum, welche wie selbstverständlich auf die Lehre des gerechten Krieges im Sinne eines völkerrechtlichen Instrumentariums rekurrierten und mit ihr den (bevorstehenden) Irak-Krieg zu rechtfertigen suchten. Zu welchen fatalen Fehleinschätzungen es dabei gekommen ist, vermögen die Ausführungen des Präsidenten der Kommission für Ethik und Religionsfreiheit der Südlichen Baptisten, die mit mehr als 16 Millionen Gläubigen eine der größten Kirchen in den USA ist, zu illustrieren. So führte Richard Land im Februar 2003 aus, dass „die Politik der Regierung Bush in Bezug auf Saddam Hussein und dessen fatales Streben nach biochemischen und nuklearen Massenvernichtungswaffen klug“ sei und „den bewährten Kriterien der Lehre des gerechten Krieges“ entspreche.³ Hierbei ist interessant, dass R. Land als baptistischer Christ die einzelnen Kriterien der bellum-iustum Theorie kennt und sub specie Americae septentrionalis durchdekliniert. Zwei Beispiele mögen illustrieren, wie R. Land die Lehre des gerechten Krieges auf die politischen Opportunitäten der US-Regierung des Jahres 2003 herunterbricht, ohne dazu aufgefordert zu sein – oder doch? Bezüglich *der* legitimen Autorität (auctoritas legitima), welche allein einen Krieg

anordnen kann, schreibt Land: „Als amerikanische Bürger glauben wir, dass die Regierung der USA *eine* legitime Autorität darstellt, die über den Einsatz Amerikanischer Streitkräfte zu befinden hat. Eine Abstimmung im Weltsicherheitsrat mag hilfreich sein. Das auslösende Moment für den Krieg ist dann entweder eine Kriegserklärung oder eine gemeinsame Resolution beider Häuser des Kongresses.“⁴ Mit dieser Auffassung unterläuft R. Land insofern bereits eine einigermaßen redliche Adaption der Lehre des gerechten Krieges an die gegenwärtige Situation, wenn man jene schon anzustreben meint, als er mit dem Hinweis auf die Regierung der USA als *einer* legitimen Autorität und einer Kriegserklärung als auslösendes Moment für einen Krieg in das Zeitalter souveräner Nationalstaaten zurückfällt. Diese nahmen für sich in Anspruch, eigenständig einen Krieg beginnen zu können. Dabei übersieht R. Land zwangsläufig, dass die gleichen Argumente, die er selbst vorträgt, auch die damaligen irakischen Bürger und Saddam Hussein formaliter hätten vorbringen können. Von daher hätten wir es hier mit dem Fall eines *bellum iustum ex utraque parte* zu tun gehabt. Hinsichtlich des Kriteriums der Aussicht auf Erfolg äußert sich Land wie folgt: „Das Kriterium des erreichbaren Kriegszieles ist nach unserer Einschätzung erfüllt. Die US-Regierung will den mörderischen irakischen Diktator entwapfen, seine Massenvernichtungswaffen zerstören und das irakische Volk aus der grausamen und barbarischen Umklammerung befreien.“⁵ Das Kriterium des erreichbaren Kriegszieles ist demnach die Beseitigung des Diktators Hussein, die Zerstörung der Massenvernichtungswaffen und eine nicht näher bezeichnete Befreiung des irakischen Volkes aus grausamer und barbarischer Umklammerung. Wie nicht erst *post festum*, sondern bereits im Vorfeld abzusehen war, ist zwar die Beseitigung Saddam Husseins erreicht worden, diese hat aber den Irak in schwere bürgerkriegsähnlichen Zuständen gestürzt. Zudem droht dem Land heute – ähnlich vielleicht Jugoslawien – eine Aufspaltung in drei Teile. Auch sind

die vielzitierten Massenvernichtungswaffen nicht gefunden worden. Außerdem befinden sich weite Teile des irakischen Volkes heute in der grausamen und barbarischen Umklammerung eines vielschichtigen Terrorismus. Kurzum, diese zwei Beispiele veranschaulichen eindringlich und selbstredend, dass eine so verstandene Anwendung der Kriterien der Lehre des gerechten Krieges keine Lösung von Problemen bewirkt, vielmehr selbst Teil des Problems ist. Schließlich billigt der Theologe Land ausdrücklich Gewalt im Namen der Nächstenliebe: „Einen gerechten Krieg zu führen ist ein Akt christlicher Nächstenliebe. Das Ziel ist, die von Gott auferlegte Pflicht des Staates zu erfüllen. Das Böse muss bestraft und in Schranken gehalten, das Gute belohnt werden. Die Politik der Bush-Regierung gegenüber Saddam Hussein passt in das Konzept eines gerechten Krieges. Die Zeit für Gewalt ist gekommen.“⁶

2.2 *Weltkatechismus und gerechtfertigte Verteidigung*

Auch in den Ausführungen des Weltkatechismus der katholischen Kirche (KKK) mein(t)en einige im Abschnitt über das fünfte Gebot „Du sollst nicht morden“ (Ex 20,13) die Lehre vom gerechten Krieg wiederzufinden. Dem liegt ein Missverständnis zu Grunde. Eine Verarbeitung oder Übernahme einiger Elemente der *bellum iustum* Lehre bedeutet nicht, dass damit gleichzeitig diese Lehre in Gänze mit all ihren Hintergrundannahmen übernommen worden ist. So zitiert der KKK unter Nr. 2308 einen Text aus der Nr. 79,4 der Pastoralconstitution *Gaudium et spes* des Zweiten Vatikanischen Konzils vom 07. 12. 1965, in der es heißt: „Solange allerdings die Gefahr von Krieg besteht und solange es noch keine zuständige internationale Autorität gibt, die mit entsprechenden Mitteln ausgestattet ist, kann man, wenn alle Möglichkeiten einer friedlichen Regelung erschöpft sind, einer Regierung das Recht auf sittlich erlaubte Verteidigung nicht absprechen“.⁷ Das Recht einer sittlich

erlaubten Verteidigung (ius legitimae defensionis) einer Regierung wird vom Konzil ausdrücklich anerkannt, und zwar „wenn alle Möglichkeiten einer friedlichen Regelung erschöpft sind“ (exhaustis quidem omnibus pacificae tractationis subsidiis), was aber nicht mit der Übernahme der Lehre des gerechten Krieges in eins zu setzen ist. Vielmehr weist dieser Text enge Parallelen zu Kapitel VII der UN-Charta Art. 51 auf: „Diese Charta beeinträchtigt im Falle eines bewaffneten Angriffs gegen ein Mitglied der Vereinten Nationen keineswegs das naturgegebene Recht (inherent right) zur individuellen oder kollektiven Selbstverteidigung, bis der Sicherheitsrat die zur Wahrung des Weltfriedens und der internationalen Sicherheit erforderlichen Maßnahmen getroffen hat...“. Zwar erkennt das Konzil grundsätzlich die UNO bzw. den UN-Sicherheitsrat indirekt als die von ihm erwünschte und geforderte „internationale Autorität“ (auctoritas internationalis) an, aber es nimmt zugleich zur Kenntnis, dass er über keine Instrumente der wirksamen Kriegsverhütung bzw. Kriegsabwehr verfügt. Weithin ist bekannt, dass der UN-Sicherheitsrat, wenn er „zur Wahrung oder Wiederherstellung des Weltfriedens und der internationalen Sicherheit“ (UN-Charta Art. 42) militärische Zwangsmaßnahmen durchführen will, darauf angewiesen ist, dass einige Mitglieder auf Ersuchen des Sicherheitsrates ihm „Streitkräfte zur Verfügung stellen“ (UN-Charta Art. 43,1). An anderer Stelle wäre zu diskutieren, ob es von Vorteil ist, wenn der UN-Sicherheitsrat, wie er sich derzeit grundsätzlich strukturiert, direkt auf eigene Streitkräfte zurückgreifen könnte.

Auf der Linie der UN-Charta liegend und den Konzilstext sozusagen präzisierend, listet der KKK unter Nummer 2309 die Bedingungen auf, „unter denen es einem Volk gestattet ist, *sich in Notwehr militärisch zu verteidigen*“ und „die gleichzeitig gegeben sein müssen“⁸. Zu betonen ist der Klarheit wegen, dass alle Bedingungen gleichzeitig (simul) erfüllt sein müssen. Es reicht also nicht aus, wenn nur einige Bedingungen (condiciones) gegeben sind. Im

Einzelnen werden folgende Punkte aufgelistet:

- „Der Schaden, der der Nation oder der Völkergemeinschaft durch den Angreifer zugefügt wird, muss sicher feststehen, schwerwiegend und von Dauer sein.“ Hierbei handelt es sich sozusagen um eine negative Nachhaltigkeit, die es gar nicht erst aufkommen zu lassen bzw. die es zu beseitigen gelte.
- „Alle anderen Mittel, dem Schaden ein Ende zu machen, müssen sich als undurchführbar oder wirkungslos erwiesen haben.“ Militärische Mittel kommen also nur als ultima ratio in Betracht.
- „Es muss die ernsthafteste Aussicht auf Erfolg bestehen.“
- „Der Gebrauch von Waffen (zur Verteidigung, ThRE) darf nicht Schäden oder Wirren mit sich bringen, die schlimmer sind als das zu beseitigende Übel. Beim Urteil darüber, ob diese Bedingungen erfüllt sind, ist sorgfältig auf die gewaltige Zerstörungskraft der modernen Waffen zu achten.“⁹

Sieht man sich die Liste der genannten Bedingungen für eine legitime Verteidigung (legitima defensio) an, so enthält sie Kriterien, die auch die Lehre des gerechten Krieges kennt. Dennoch sind diese nicht mit der Lehre des gerechten Krieges selbst zu verwechseln. Aus diesem Grund wird der Auflistung jener Bedingungen in kleinerer Schriftgröße folgender Satz als Erläuterung hinzugefügt: „Dies sind die herkömmlichen Elemente, die in der sogenannten Lehre vom ‚gerechten Krieg‘ angeführt werden.“¹⁰ Unabhängig davon ist, ob die genannten Elemente tatsächlich die Lehre des gerechten Krieges vollständig bestimmt haben.¹¹

Wiederum auf der Linie der UN-Charta liegend, sieht der KKK in Nr. 2309 bezüglich der Frage, wer die Verantwortung für einen notwendig gewordenen Verteidigungskrieg trägt bzw. die Entscheidung darüber trifft, diese bei denen angesiedelt, welche die Pflicht für das Gemeinwohl tragen: „Die Beurteilung, ob alle diese Voraussetzungen für die sittliche Erlaubtheit eines Verteidi-

gungskrieges vorliegen, kommt dem klugen Ermessen derer zu, die mit der Wahrung des Gemeinwohls betraut sind.“¹²

Bei der Wortwahl dieser Aussage ist näherhin zu beachten, dass hier noch nicht von „staatlichen Behörden“, sondern ganz allgemein von denen die Rede ist, welche für das Gemeinwohl (bonum commune) in der Pflicht (officium) stehen.¹³ Diese philosophisch tradierte und anschlussfähige Begrifflichkeit¹⁴ ermöglicht es, zu denen, die Verantwortung für das Gemeinwohl tragen, auch die UNO bzw. den UN-Sicherheitsrat zu rechnen. Denn diese sind auf je ihre Weise dem internationalen Gemeinwohl verpflichtet¹⁵, aber nicht nur diese. Erst danach ist von staatlichen Behörden unter Nummer 2310 die Rede, die „das Recht und die Pflicht“ haben, „den Bürgern die zur nationalen Verteidigung notwendigen Verpflichtungen aufzuerlegen“. Auch hierin geht der KKK mit Art. 51 der UN-Charta konform: „Maßnahmen, die ein Mitglied in Ausübung dieses Selbstverteidigungsrechts trifft...“. Das heißt, jeder Staat ist von sich aus berechtigt, Maßnahmen zur Selbstverteidigung zu ergreifen und hat diese, so darf ergänzt werden, zugleich dem Sicherheitsrat mitzuteilen: „... sind dem Sicherheitsrat anzuzeigen ...“.

Bei einer Bewertung der Aussagen des KKK zu Krieg und Frieden ist grundsätzlich zu beachten, dass es sich bei diesem Katechismus, wie es der Name „Katechismus der katholischen Kirche“ schon sagt, um einen sogenannten „Weltkatechismus“ handelt, der im Sinne einer unaufgebbaren Richtschnur Anspruch auf weltweite Geltung innerhalb der katholischen Kirche erhebt.¹⁶ Dazu bedeutet es keinen Widerspruch, wenn es unternommen wird, die kirchliche Lehre von Krieg und Frieden angesichts neuer Herausforderungen tiefer zu durchdringen und weiterzuführen.

3. Gerechter Friede versus gerechter Krieg

Während der Weltkatechismus von 1993¹⁷ die legitime Verteidigung im Blick hat, zu der alle Nationen ein Recht haben, kommt

im Titel des im Jahr 2000 von den deutschen Bischöfen herausgegebenen Hirtenworts „Gerechter Friede“ (GF) eine erweiterte Zielperspektive kirchlicher Friedenslehre programmatisch zum Ausdruck. Auch die neuste Friedensdenkschrift¹⁸ der EKD „Aus Gottes Frieden leben – für gerechten Frieden sorgen“ weiß sich ausdrücklich dem Leitbild des gerechten Friedens verpflichtet.¹⁹ Was also ist gemeint, wenn im Zusammenhang „einer verantwortlichen Gestaltung der Welt“ (GF 58) vom gerechten Frieden die Rede ist: „Das Leitbild des gerechten Friedens beruht auf einer letzten Endes ganz einfachen Einsicht: Eine Welt, in der den meisten Menschen vorenthalten wird, was ein menschenwürdiges Leben ausmacht, ist nicht zukunftsfähig.“ Dies bedeutet zugleich: Die Welt „steckt auch dann voller Gewalt, wenn es keinen Krieg gibt.“ Von daher arbeitet das Hirtenwort den „Bedingungszusammenhang von Gerechtigkeit und Frieden“ heraus. Denn „Verhältnisse fort-dauernder schwerer Ungerechtigkeit sind in sich gewaltgeladen und gewaltträchtig. Daraus folgt positiv: `Gerechtigkeit schafft Frieden‘“ (GF 59). Für das Hirtenwort besitzt eine gewaltpräventive Konfliktbearbeitung eindeutig und unmissverständlich den grundsätzlichen Vorrang. Von daher gilt unter allen Umständen der Grundsatz: „Vor-beugende Politik ist besser als nachträgliche Schadensbegrenzung“ (GF 66). Das Hirtenwort erinnert an dieser Stelle an entsprechende politische Instrumente, die bereits existieren, wie z.B. ein Frühwarnsystem, Verfahren der Streitschlichtung und ein militärisch gestütztes Krisenmanagement (vgl. GF 66). Gerade mit Blick auf die Kriege in Ex-Jugoslawien lässt sich konstatieren, dass zwar das Frühwarnsystem über diplomatische Kanäle funktioniert hat, dass besorgniserregende Informationen an die Regierungen weitergegeben worden sind, dass aber die offizielle Politik diese ernstzunehmenden und konkreten Warnsignale aus unterschiedlichen Gründen nicht zur Kenntnis genommen hat bzw. nicht zur Kenntnis nehmen wollte. Gerade auch im Vorfeld des Irak-Krieges ist demonstriert worden, dass

man Kriegsgründe wider besseres Wissen benannt und Alternativen zu einer vom UN-Sicherheitsrat nichtmandatierten Militärintervention²⁰ in den Wind geschlagen hat. Die vorgebrachten Kriegsgründe wie die Existenz von Massenvernichtungswaffen, Sturz des Hussein-Regimes als Schlüssel für eine nachhaltige Befriedung des Mittleren Ostens (Israel)²¹, Beseitigung von Rückzugsbasen von Al-Qaida wurden bereits vor dem Militärschlag gegen den Irak bekenntnis-, partei-, aber auch staatsübergreifend als nicht stichhaltig genug qualifiziert.

Nun ist es aber nicht so, dass das Hirtenwort Gerechter Friede die Gewaltproblematik unterschätzt oder gar kleinredet. Nüchtern stellt es fest: „Das Prinzip der Gewaltfreiheit kann mit der Pflicht konkurrieren, Menschen davor zu schützen, massivem Unrecht und brutaler Gewalt wehrlos ausgeliefert zu sein“²² (GF 67).²³ Aus diesem Befund ergibt sich als Konsequenz für das Hirtenwort: „Dann hat man den Unschuldigen, Schwachen und Bedrängten beizustehen.“ Wichtig in diesem Zusammenhang ist die ausdrückliche Kennzeichnung, dass es sich bei einer Entscheidung für Gegengewalt um ein Übel, wenngleich um das kleinere Übel handelt: „Die aus Gründen der Notwehr und Nothilfe ausgeübte Gewalt bleibt ein Übel, und oft fällt es schwer, im vorhinein abzuschätzen, welche Entscheidung tatsächlich das geringere Übel bedeutet“ (GF 67). Noch einmal: Gewalt ist immer ein Übel, wenngleich es sich dabei auch um ein geringeres Übel handeln sollte. Und man mache sich nichts vor: Das sogenannte geringere Übel kann dabei über die Maßen sehr bedrückend und zerstörerisch sein. Daher kommt besonders der Gewaltprävention ein eminenter Stellenwert zu. Eine Friedenspolitik, die gewaltpräventiv sein will, erkennt und anerkennt die kausalen Verknüpfungen die „Menschenrechte und Demokratie, wirtschaftliche und soziale Entwicklungen und der Schutz der natürlichen Lebensgrundlagen“ (GF 71) untereinander besitzen. Bereits die Bibel betont den universalen Charakter von Menschenwürde und Menschenrechten insofern, als der Mensch

(הַאָדָם/ὁ ἀνθρώπος)²⁴ ausdrücklich als ein Abbild Gottes bezeichnet wird (vgl. Gen 1,27). Dies ist es, was im biblischen Kontext die Würde des Menschen begründet. Die Pointe jener für manche scheinbar bibelfrommen Aussage besteht darin, dass der, wer einen Menschen tötet, sich gegen dessen Schöpfer wendet.

Bewaffnete Interventionen

Nachdem das Hirtenwort ausführlich die Bedeutung von Menschenwürde, Menschenrechten, sozialer und wirtschaftlicher Gerechtigkeit und gerechter Verteilung der Ressourcen und die Bewahrung der Schöpfung für ein friedliches Zusammenleben in globaler Dimension eindrücklich erläutert hat, geht es am Ende des zweiten Hauptteiles auch auf die Problematik bewaffneter Interventionen ein (GF 150–161). Das Hirtenwort widmet sich dabei der Frage, „unter welchen Bedingungen die Anwendung von Gewalt gerechtfertigt sein kann“ (GF 150). Hierbei besitzen zwar einige Kriterien, die der Lehre des gerechten Kriegs entstammen, die Aufgabe einer kritischen Prüffunktion²⁵, aber vor dem Hintergrund der Leitperspektive des gerechten Friedens treten neue Kriterien hinzu. Als erstes wird betont, dass die Anwendung von Gegengewalt „überhaupt nur als ultima ratio in Betracht“ kommt (GF 151). Alle anderen Mittel müssen wirklich „ausgeschöpft“ sein. Es wäre ein grobes Missverständnis, die „Anwendung von Gegengewalt“ als eine gleichberechtigte Option unter anderen zu verstehen. Ebenso ist es ein Missverständnis, „ultima ratio“ allein in einem zeitlichen Sinne verstehen zu wollen. Es sind durchaus Situationen vorstellbar, in denen eine Anwendung von Gegengewalt zur prima ratio werden kann, wenn beispielsweise einem bereits begonnenen Völkermord mit militärischen Mitteln analog zu Art. 51 der UN-Charta sofort Einhalt zu gebieten ist.

Zweitens wird als Ausnahme vom Gewaltverzicht die „Notwehr eines Staates gegenüber einem militärischen Angriff von außen

und die Abwehr des Angreifers durch Dritte ('Nothilfe')" (GF 151) anerkannt.

Drittens wird noch einmal unterstrichen, dass es zu den „wichtigsten kriegsethischen Grundsätzen“ gehört, „dass die Zivilbevölkerung soweit wie nur möglich von der Gewalteinwirkung verschont beleiben muss; sie darf vor allem niemals direktes Ziel von Gewaltanwendung sein“ (GF 155).

Viertens wird an den Grundsatz der Verhältnismäßigkeit der militärischen Gewaltanwendung eindringlich erinnert (Proportionalitätsgebot), denn „(a)ngesichts der Zerstörungsmacht moderner Waffen ist gerade diese Forderung besonders schwer zu erfüllen“ (GF 156). Diesbezüglich hat sich leider erneut bestätigt, dass sich der sogenannte „smarte“ und „präzise“ Waffeneinsatz, wie er von nicht wenigen mit militärischem Hintergrund im Vorfeld des Irak-Krieges immer wieder geradezu lobend betont worden ist, im Gesamtkontext als Illusion erwiesen hat.

Fünftens wird die Unterscheidung zwischen Kombattanten und unbeteiligter Zivilbevölkerung als „zwingend zu beachten“ genannt. Auch in bürgerkriegsähnlichen Situationen oder wenn „aus einer unbewaffneten Menge heraus geschossen wird“, gilt, dass „die direkte Gewaltanwendung gegen die Zivilbevölkerung verboten ist und sie im Zweifel unterbleiben muss“ (GF 157).²⁶

Sechstens ist es Aufgabe nach einer militärischen Intervention, menschliche Notlagen umfassend zu lindern (GF 158).

Vor allem muss siebentens jede militärische Intervention „mit einer politischen Perspektive verbunden sein, die grundsätzlich mehr beinhaltet als die Rückkehr zum status quo ante“. Denn „(e)inen status quo ante, der auf schwerwiegendem Unrecht beruhte darf man nicht verteidigen – politisch nicht und erst recht nicht durch bewaffnetes Eingreifen“ (GF 159).

Achtens ist das Augenmerk auf einen gelingenden Prozess der Konfliktnachsorge zu richten, der „zugleich einen Beitrag zur Verhinderung neuer Spannungen und ihrer gewaltsamen Eskalation“ leistet. Hierbei ist „der Aufbau von politischen und rechtlichen

Strukturen eines gerechten, dauerhaften Friedens“ (GF 160) überaus wichtig und unersetzbar. Dabei geht es grundlegend um den „Aufbau friedensfähiger Strukturen“.

Neuntens ist es erforderlich, dass „die Nachkriegsordnung mehr Gerechtigkeit als der Zustand vor Kriegsausbruch“ beinhalten muss (vgl. GF 161).

Schließlich gilt zehntens grundsätzlich: „Eine Gewöhnung an das Mittel der Gewaltanwendung kann es unter dem Vorzeichen des gerechten Friedens nicht geben“ (GF 161). Gerade der letzte Punkt hat über die letzten sieben Jahre hinweg seit Erscheinen des Hirtenwortes „Gerechter Friede“ im Jahr 2000 nichts an dramatischer Aktualität eingebüßt.

Will man das Friedensschreiben der deutschen Bischöfe mit einem Wort zusammenfassen, so lässt sich dies aus gutem Grund mit einer abgewandelten Maxime²⁷ tun, die im Umfeld der Veröffentlichung von „gerechter Friede“ im Jahr 2000 immer wieder genannt worden ist und auf welche sich auch die neue Friedensdenkschrift²⁸ der EKD ausdrücklich bezieht: „Si vis pacem, para pacem“, d.h. „Wenn du Frieden haben willst, bereite den Frieden vor.“

Anmerkungen:

¹ H:\TEXTE\ABPBL\BEARB\ElßnGere.DOC
Manche übersetzen auch „Du sollst nicht morden“. Beide Übersetzungen sind durchaus zulässig.

² „Obgleich die Kriterien des gerechten Krieges bis heute in Diskussionen über die Legitimation politischer Gewalt angeführt werden, hat die Lehre vom gerechten Krieg mit der Einführung des Völkerrechts an Einfluss verloren“, Susanne Halverscheid/Erich H. Witte: Inhaltsanalytische Modelle zur Identifikation und Analyse von ethischen Rechtfertigungen politischer Gewalt, in: Sicherheit und Frieden. 2/2007, 86.

³ Richard Land: Die Zeit ruft nach Gewalt, in: Rheinischer Merkur Nr. 7 v. 13. Februar 2003, 28.

⁴ Ders.: AaO. Kursive Hervorhebung durch ThRE.

⁵ Ders.: AaO.

⁶ Ders.: AaO. Nicht zuletzt auch wegen solcher Äußerungen betont die neuste Denkschrift der EKD „Ein wichtiger Beitrag der Religionen zum Frieden besteht darin, dass sie nicht nur auf jede Form einer religiösen Legitimation von Kriegen oder terroristischen Aktivitäten verzichten, son-

- dern diesen auch offen entgegentreten“, „Aus Gottes Frieden leben – für gerechten Frieden sorgen“. Nr. 46. Gütersloh 2007.
- ⁷ Katechismus der katholischen Kirche. Neuübersetzung aufgrund der Editio Typica Latina. München 2003, 586.
- ⁸ Ders.: AaO. 586. Kursive Hervorhebung im Text selbst.
- ⁹ Ders.: AaO. 586.
- ¹⁰ Ders.: AaO. 587.
- ¹¹ Das Diskriminations- und Proportionalitätsprinzip, welche zu den klassischen Kriterien des *ius in bello* gehören, werden im KKK unter den Ziffern 2313 und 2314 verhandelt.
- ¹² Ders.: AaO. 587. Interessanterweise nimmt der lateinische Text des Katechismus von 1997, der als Urtext gilt, weniger indirekte Einschränkungen vor. Weder ist die Schriftgröße kleiner gehalten noch ist von einer „sogenannten Lehre“ die Rede: „Haec sunt elementa traditionalia, quae enumerantur in doctrina ‘belli iusti’ appellata“, Andrés Gutiérrez (Hrsg.), *Leges ecclesiae post Codicem iuris canonici editae*; Vol. IX, *Leges annis 1996–1999 editae*. Rom 2001, 15142.
- ¹³ „qui boni communis habent officium“, Andrés Gutiérrez aaO. 15142.
- ¹⁴ Dem Vorwurf, der Begriff des (Welt-)Gemeinwohls sei eine Leerformel und taue nicht für eine praktische Politik, entgegnet das Hirtenwort „Gerechter Friede“ vom 27. September 2000: „Demgegenüber halten wir den Begriff für das Verständnis zukunftsfähiger internationaler Politik für unverzichtbar. Wir verstehen darunter nicht das größtmögliche Glück für die größtmögliche Zahl von Menschen, sondern die Gesamtheit jener gesellschaftlichen Bedingungen, die einer Person ein menschenwürdiges Leben ermöglichen. ... Doch wird durch den Prozess der Globalisierung besonders deutlich erkennbar, was auf dem Feld der Friedensbewahrung schon seit langem der Fall ist: Die Sorge um das Gemeinwohl wird zunehmend zu einer übernationalen, weltweiten Aufgabe.“ (GF 62).
- ¹⁵ Vgl. Präambel, Art. 1 und Art. 23 der UN-Charta.
- ¹⁶ Im Vorwort der deutschen Ausgabe des Katechismus heißt es: „Wie sollen wir nun dem Herrn nicht aus ganzem Herzen an diesem Tag danken, da wir der ganzen Kirche unter dem Titel ‘Katechismus der katholischen Kirche’ den Bezugstext für eine aus den lebendigen Quellen des Glaubens erneuerte Katechese vorlegen können!“, *Katechismus der katholischen Kirche* a.a.O. 31.
- ¹⁷ Mit der Ausarbeitung des KKK wurde 1986 begonnen, und am 11. Oktober 1992 ist er offiziell von Johannes Paul II. angenommen worden.
- ¹⁸ In den die Veröffentlichung begleitenden Statements wird diese Schrift „Friedensdenkschrift“ genannt, auch wenn dieser Terminus auf der Titelseite nicht verwendet wird. Dort heißt es „Eine Denkschrift des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland“, vgl. zudem Anm. 1 dieser Denkschrift.
- ¹⁹ Vgl. „Aus Gottes Frieden leben – für gerechten Frieden sorgen“. Nr. 1. 5. 6. 7. 73, Gütersloh 2007.
- ²⁰ Vgl. dies.: Nr. 35.
- ²¹ Nunmehr hat die amtierende US-Regierung eine deutliche politische Akzentverschiebung vorgenommen. Ende August 2007 bezeichnete George W. Bush den Iran als eine Ursache für die Probleme im Mittleren Osten. Mehr noch, nun wird so argumentiert, „dass ein militärisches Vorgehen gegen den Iran der eigentliche Schlüssel zum Erfolg bei der Demokratisierung des ganzen Nahen und Mittleren Ostens sein könnte“. NDR Info, Das Forum, Streitkräfte und Strategien, Beitrag: „Iran gefährlicher als der Irak? USA eröffnen zweite Front gegen Teheran“, Sendung vom 06.10.2007 (Manuskript).
- ²² Der Vollständigkeit halber ist im Hinblick auf diese Aussage und auf vergleichbare Äußerungen des Hirtenwortes auf das Modalverb „kann“ hinzuweisen.
- ²³ Mit den Worten der klassischen Moralthologie handelt es sich hierbei um eine Pflichtenkollision.
- ²⁴ Ausdrücklich ist zu betonen, dass hierbei nicht zwischen Mann und Frau oder zwischen Nation unterschieden wird. Jeder Mensch gehört dem Abbild Gottes an. Auch nach dem sogenannten Sündenfall und der Sintflut bleibt der Mensch Abbild Gottes. In der narrativen Theologie des Buches Genesis bekräftigt dies Gott selbst (vgl. Gen 9,6).
- ²⁵ So auch die Denkschrift der EKD „Aus Gottes Frieden leben – für gerechten Frieden sorgen“ in Nr. 99 und 102.
- ²⁶ „Es bleibt in den westlichen Medien häufig ungenannt, dass im Kampf gegen die Taliban die weit-aus meisten Opfer nach wie vor unter den afghanischen Zivilisten zu finden sind – auch nach ISAF-Einsätzen“, T. Hinz: Helfer zwischen den Fronten. Der deutsche Beitrag zum Wiederaufbau Afghanistans, in: Herder Korrespondenz 61 5/2007, 228.
- ²⁷ Ursprünglich lautet die Maxime: „Si vis pacem, para bellum“, das heißt: „Wenn du den Frieden willst, bereite den Krieg vor“. Auf wen genau dieser Wortlaut zurückgeht, ist unbekannt. Ähnlich Sentenzen sind aber gut bezeugt. So bei Vegetius in *Epitome rei militaris* 3: Qui desiderat pacem, praeparet bellum (Wer den Frieden wünscht, bereite den Krieg vor!) oder bei Livius in *Ab urbe condita* VI, 18,7: „Ostendite modo bellum, pacem habebitis“ [Zeigt den Krieg nur eben vor, (so gleich) werdet ihr Frieden haben].
- ²⁸ Denkschrift der EKD „Aus Gottes Frieden leben – für gerechten Frieden sorgen“. Nr. 75 und Nr. 194, Gütersloh 2007.

Leserbrief

**Zu Pfarrer Dr. Anton Jansen,
Nicht communio oder Volk Gottes –
sondern „Die Begegnung des
Anderen“? (Heft 2/2008, S. 59–62)**

Im Pastoralblatt 2/2008, schreibt Pfarrer Dr. Anton Jansen zu einem Artikel aus dem Pastoralblatt 11/2007. Darin bittet er um eine ergiebige Diskussion. Gerne greife ich den Faden auf und möchte einige konkrete Anmerkungen machen.

Pfarrer Jansen plädiert dafür, dass alles beim Alten bleibt. Die Pfarrgemeinden in ihrer jetzigen Umschreibung (viele aus dem 19. Jahrhundert oder den 50ziger Jahren des vorigen Jahrhunderts) kennzeichnet er als eine Größe, die aufrecht erhalten bleiben muss. Er schlägt vor, Verantwortliche in der Gemeinde zu bestimmen und zu schulen. Er plädiert dafür, die Kirchengebäude weiter bestehen zu lassen. Dieses solle vor allem dadurch geschehen, dass die Kirchensteuermittel den Gemeinden direkt zufließen. Fusionen von mehreren Gemeinden sind für Pfarrer Jansen die letzte Lösung, insbesondere hegt er die Befürchtung, dass aus vielfältigen unterschiedlichsten Gründen Menschen dann nicht mehr zum Gottesdienstbesuch kommen.

Der Autor geht davon aus, dass es in jeder Gemeinde genügend ehrenamtliche Mitarbeiter, Kümmerer oder dergleichen gibt, denen es ein Anliegen ist, vor Ort dieses Wertebild einer Pfarrfamilie zu pflegen und in die Zukunft zu tragen. Meine Erfahrung als Leiter einer GdG von drei Gemeinden zeigt, dass die heute tätigen Ehrenamtlichen fast alle jenseits der Lebensmitte sind. Jüngere Leute arbeiten eher projektorientiert und lassen sich auf längere Zeit aus den unterschiedlichsten Gründen schwerlich einbinden. Dies belegt auch die Sinusstudie. Ferner ist es schwieriger geworden, mit den überkommenen Konzepten zu arbeiten. Ein Beispiel: Die bislang in unseren Gemeinden bewährte Form der Kommunionvorbereitung durch Frauen oder (wenige) Männer der Gemeinde, ist kaum noch möglich. Das hat etwas damit zu tun, dass zum einen viel mehr Frauen berufstätig oder anderweitig engagiert sind als in

den 70er Jahren. Zum anderen muss deutlich gesagt sein, dass ich auch manchen Frauen, die diesen Dienst machen würden, die Kinder nicht anvertrauen möchte. Pädagogisch, weil heute mehr Kinder als früher nicht gerade einfach zu betreuen sind, und manche Mütter oder Väter schon mit einer Gruppe von sieben Kindern um den heimatischen Tisch herum einfach überfordert sind. Zum anderen haben viele Eltern der heutigen Kommunionkinder weder Glaubenswissen noch Glaubenspraxis, die sie, wie auch immer, weiter vermitteln könnten. Sind sie doch selbst eher suchend und fragend als gebend und antwortend. Pfr. Jansen will diesem Missstand durch eine Begeleitung der Ehrenamtlichen auf Bistumsebene abhelfen. Ich bezweifle, dass die Bistumsleitungen oder auch die Ehrenamtlichen selbst die dafür die notwendige Zeit und Ressourcen zur Verfügung stellen können und werden. Dies ist nur ein Beispiel, an dem sich zeigt, dass die Lebenswirklichkeit von Christen und Christinnen in unseren herkömmlichen Pfarrgemeinden nicht mehr so ist, wie es noch vor drei Jahrzehnten üblich war.

Ein anderer Hinweis: Die Gesetzeslage sieht vor, dass der Kirchenvorstand die Güter der Gemeinde verwaltet. Dazu braucht es mehr denn je fachliches und berufliches Wissen. Jeder Pfarrer weiß: Es wird immer schwieriger, hierfür kompetente Frauen und Männer zu gewinnen. Und es wird immer aufwändiger, Einrichtungen wie Altenheime oder „nur“ einen Kindergarten zu betreiben und pädagogisch und wirtschaftlich auf dem Laufenden zu halten (Stichwort: KiBiz). Dies können kleine Gemeinden nicht mehr leisten.

Wir müssen andere, räumlich und geistlich weitere Strukturen schaffen. Die Fusionierung von Gemeinden ist dabei nur ein erster Schritt. Er kann helfen, das Wissen zu bündeln, großflächiger zu agieren und neue Möglichkeiten der Pastoral zu initiieren. Die Unterteilung kann sich aber nicht an Straßenzügen und Nachbarschaften messen, weil, siehe Sinusstudie, die Gesellschaft eine andere und vor allen Dingen mobilere geworden ist. Nein, es müssen pastorale Schwerpunkte innerhalb einer fusionierten Gemeinde und darüber hinaus geschaffen werden. Damit könnten auch die verschiedenen Milieus angesprochen werden. Der Abschied von einer flächendeckenden Pastoral hin zu „Biotopen des Glaubens“ (Bischof Mussinghoff) ist der Weg in die Zukunft.

Beispiel: Im Innenstadtbereich Kölns gibt es Kirchen mit ganz verschiedenen Angeboten und Zielgruppen. Wer Wert auf gute Kirchenmusik legt, geht nach St. Aposteln. Eher konservative Katholiken finden in St. Maria in der Kupfergasse eine Heimat. Künstlerisch ambitionierte werden St. Peter besuchen. Ähnliche Zentren könnten auch in anderen Großstädten gebildet werden. Ich verweise auf die Katechesekirche St. Stephan in Krefeld und die benachbarte Gemeinde St. Josef, die den Schwerpunkt Caritas hat. In den ländlichen Gebieten etwa des Sauerlandes oder des Niederrheines wird man anders agieren. Ich erinnere an die Pastoral der mittelalterlichen Kirchspiele. Nicht gemeint ist, dass alles eingeebnet und platt gemacht wird. Das wäre zu einfach. Pfr. Jansen ist Recht zu geben, wenn er hofft, dass es nach wie vor Menschen um Kirchgebäude herum gibt, die ihre Kirche pflegen und sich dort zu Gottesdiensten versammeln. Nur ist die Frage: Sind diese wenigen Menschen finanziell und personell in der Lage, solche Gebäude weiterhin baulich in Ordnung zu halten? Geistig und geistlich kraftvoll zu füllen? Müssen wir nicht Rechnung tragen, dass wir in einer nachchristentümlichen Gesellschaft leben, die dafür die Mittel nicht mehr aufbringen will und kann?

In der Diskussion um das theologisch verantwortliche Handeln unter veränderten Bedingungen scheint es dringlich und hilfreich zu sein, Kriterien aufzulisten, was denn Gemeinde ausmacht. Ist christliche Gemeinde eigentlich noch dort vorhanden, wo keine caritative Arbeit mehr geschieht, weil es keine ehrenamtlich Engagierten für diese Aufgabe gibt? Ist Gemeinde noch dort vorhanden, wo die Ressourcen für die Glaubensweitergabe ausgetrocknet sind? Ist die sonntägliche Feier des Todes und der Auferstehung Jesu nicht unabdingbar für Gemeinde und die Wortgottesfeier nicht doch etwas anderes? Ich kann den Wunsch von Dr. Jansen nach Erhaltung der bestehenden Gemeinden auch ohne Pfarrer gut verstehen. Er drückt sicherlich aus, was viele Leute in den Gemeinden empfinden. Nur scheint mir dies kein zukunftsweisendes Konzept zu sein, weder finanziell noch personell möglich und spirituell zu eng. Die erneute Beschwörung des alten Bildes von der Pfarrfamilie wird nicht hilfreich sein.

Lukas Jünemann

Literaturdienst

Manfred Lütz: Gott. Eine kleine Geschichte des Größten. Pattloch Verlag, München 2007. XVI und 287 S., 19,95 Euro.

Wie einer zu „Gott“ steht – gemeint ist das Buch des Psychotherapeuten, Arztes und Theologen Manfred Lütz –, entscheidet sich gleich auf den ersten Seiten. Der Autor macht keinen Hehl daraus, ein entschieden subjektives, d.h. ein erfahrungs- und zeitpunktabhängiges Buch „über dieses gewaltige Thema“ zu schreiben (S. XI). Dazu wählt er bewusst eine sehr legere, d.h. von jedem theologischen Fachvokabular wie aber auch von für Theologen typischen Sprachspielen wie „gleichsam“, „ein Stück weit“ oder „betroffen“ freie, mal spritzige, mal auch polemische Sprache.

Wer mit diesem Ansatz grundsätzlich Schwierigkeiten hat, sollte das Buch erst gar nicht anfangen zu lesen. Ich allerdings finde: Es lohnt, sich auf Unterfangen und Stil einzulassen. Wer mit den Augen des Wissenschaftlers herangeht, wird dem Werk nicht gerecht. Da fehlen Anmerkungen, wesentlich tiefschürfendere Ausführungen zu den Einzelaspekten und manches mehr. Bücher dieser Art gibt es aber bereits genug, und Adressaten sind eben nicht die Gelehrtenschaft, sondern eher von außen an das Thema „Gott“ Herantretende, die nicht durch Insider-Sprache sofort verschreckt werden sollen. Fragen darf man wohl: Können die Aussagen des Buches vor der Wissenschaft bestehen, oder findet hier eine verfälschende Banalisierung statt? Hierzu schreibt Helmut Löhr in seiner FAZ-Rezension: „... gravierende Schnitzer unterlaufen dem Verfasser kaum“ (FAZ, 1.10.2007, N2. 228, 43). Das ist angesichts der Absicht des Buches bereits ein Kompliment, zumal das Wörtchen „kaum“ ruhig durch „gar nicht“ ersetzt werden darf.

Wer wissen will, was Lütz auf den ersten 180 Seiten sagen möchte, lese die Seiten 200–202, sollte sich aber dennoch nicht um das Vergnügen bringen, das hier leitfadenartig Zusammengefasste noch einmal im Detail nachzulesen, zumal – wie mir scheint –, dieser Gang durch die Geschichte der Atheismen deutlich gelungener ist als der zweite Teil, in dem es um die Darstellung des christlichen Gottesbildes geht. Erkennbar orientiert sich Verf. an der Geschichte des Atheismus von

Georges Minois, hat aber ein gänzlich eigenes Talent, Argumentation wie auch Widerlegung auf den Punkt zu bringen. Im Grunde wird immer wieder erkennbar, dass die Nichtexistenz Gottes bereits als gegeben vorausgesetzt, also nicht wirklich gedanklich bewiesen, sondern lediglich in ihren Konsequenzen bedacht wird, oder dass nicht Gott an sich annulliert, vielmehr nur ein bestimmtes Gottesbild als inexistent begründet wird, das aber jeweils eine grobe Verzerrung des christlichen Gottes darstellt. Mir scheint, dass im Durchgang der verschiedenen Ansätze bis in die Moderne durchaus für das Gespräch taugliche Argumentationshilfen geboten werden, die jedenfalls mehr überzeugen, als manche Äußerung von „bekenennenden Atheisten“ in irgendwelchen Fernseh-Talkshows. Dass die Kirche in ihrer Auseinandersetzung mit entsprechenden Positionen – man denke an Galilei oder Darwin – nicht immer glücklich reagiert hat, entgeht allerdings genauso wenig der Polemik Lütz'. Hohen Respekt hat er lediglich – das wird nun allerdings bis zum Überdruß betont – vor der konsequenten Haltung eines Friedrich Nietzsche.

Im zweiten Teil wird der Satz von Gott als der Liebe, dem ja nicht zu widersprechen ist, aber doch auch um die fremden und dunklen Seiten zu ergänzen wäre, ebenfalls etwas zu oft repetiert und die Bedeutsamkeit der Theologie zugunsten des schlichten Glaubens des alten Mütterchens zu sehr herunter gespielt, etwa wenn es im Anschluss an das Credo heißt: „Alles andere – können Sie vergessen“ (240). Andererseits hat ein Satz wie dieser: „Es reicht, wenn man sich zum Glauben an Gott bekennt, dazu, dass Jesus Christus, der Sohn Gottes, die Menschen aus aller Not befreit hat und der Heilige Geist in der Kirche konkret und anschaulich weiter wirkt. Alles andere glaubt man dann sozusagen einfach mit“ (222) etwas vom Mut eines Paulus zu Kurzformeln des Glaubens, wie z.B. Röm 10,9: „Denn wenn du mit deinem Mund bekennt: ‚Jesus ist der Herr‘ und in deinem Herzen glaubst: ‚Gott hat ihn von den Toten auferweckt‘, so wirst du gerettet werden.“ Fehlt vielleicht heutzutage aus lauter Glaubensängstlichkeit zu oft dieser Mut? Wer so knapp formuliert, sollte natürlich selbst sehr viel mehr vom Glauben wissen. Das tut Lütz gewiss auch. Gerade deshalb sollte er von der Theologie auch etwas weniger belanglos reden.

Dass es bei aller lockeren Sprache dem Autor ernst ist, merkt man an seinen knappen Hinweisen zu einer Spiritualität im Alltag (S. 250f.), aber auch an mancher eingestreuten Formulierung wie z.B.: „Das Christentum ist keine Morallehre, es ist vielmehr eine Überzeugung von der Erlösung der Menschen durch einen Gott, der die Liebe ist. Es ist damit nicht bloß eine Weltanschauung, sondern vor allem eine Menschenanschauung“ (235). Tatsächlich stellt das AT explizit dreimal die Frage: „Was ist der Mensch?“ Mir scheint, dass in ihrer

Beantwortung aus dem Geheimnis Gottes heraus ein Proprium christlichen Glaubens liegt und dass sie zugleich die Gretchenfrage ist, die alle Religionen, Weltanschauungen, Ideologien, Wirtschafts- und Politiksysteme zu beantworten haben.

Als Letztes sei noch auf des Verfassers Kenntnis in und Gefallen an der Kunstgeschichte hingewiesen, mit der er sicher auch etwas kokettiert, über die er aber durchaus zu erhellenden Aussagen zum Gottesglauben gelangt. Einer entsprechenden Führung durch ihn würde ich mich gerne einmal anschließen. Sie wäre sicherlich so unterhaltsam und anregend wie sein Buch.

Gunther Fleischer

Unter uns

Auf ein Wort

Jedem Armen offenbart sich Gott einmal. Ein brennender Dornbusch ist dazu nicht notwendig. Der Mensch lebt und weiß nicht mehr von Gott als von einem fernen, mächtigen Herrscher, den man ehren soll, mit dem man aber persönlich nichts zu tun hat. Eines Tages macht er seine Bekanntschaft. Diese Begegnung kann in unserem Zeitalter in alltäglicher Form vor sich gehen, in einem Kaffeehaus oder in der Untergrundbahn, denn Gott erscheint an profanen Orten häufiger als in den Kirchen. Sein Erscheinen ist weder von Blitz und Donner noch vom himmlischen Licht oder geistlichen Chor begleitet. Er spricht alle Sprachen ganz einfach und verständlich und bleibt immer bei dem, wovon gerade die Rede ist.

Sándor Márai
Schule der Armen
Piper 2007, 166

Wie eh und je

Vor der New Yorker Kathedrale sagt ein Seifenfabrikant zu einem Priester: „Das Christentum hat doch in den 2000 Jahren nichts erreicht; es wird gepredigt und gepredigt, aber alle wollen nur Geld und ein schönes Leben. Die Menschen sind keinen Deut besser geworden.“ Der Priester zeigt auf einen kleinen Jungen mit dreckigen Händen und Knien. „Seife hat auch nichts erreicht. Es gibt überall noch schmutzige Menschen.“ „Na ja, Seife hilft nur, wenn man sie anwendet.“ Da nickte der Priester: „Eben, Christentum auch!“

Elisabeth Neuhaus, Köln

Wussten Sie schon...

... dass das Bistum von München und Freising nach nunmehr 25 Jahren wieder einen Hirtenbrief bekommt? Bislang gab es dort stattdessen den Wetterbericht.

Dr. Dr. Erich Heck, Köln



Pfarrer Gustav Denecke, Köln

Ritterbach Verlag GmbH · Postfach 18 20 · 50208 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E